This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

YAR
Landesbibliothek

Liebe, Traum und Teufel.

Drei Vorträge

aus dem Gebiete der

Mythologie, Psychologie und Dämonologie

von

Dr. Julius Landsberger,
Großh. Hess. Landrabbiner.

Darmstadt, 1869.

Hofbuchhandlung von G. Jonghaus.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
70399A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R

Vorwort.

Im Winter 1866, 67 und 68 wurden hier von mehreren Männern der Wiſſenſchaft Vorleſungen gehalten, in deren Cyclus die gegenwärtigen eingereiht waren. Die wohlwollende Aufnahme, deren ſich dieſe zu erfreuen gehabt, laſſen mich hoffen, daß ſie eine ſolche auch in weiteren Kreiſen finden werden. Aus dieſem Grunde nehme ich keinen Anſtand, ſie, vielfach an mich gerichteten freundlichen Aufforderungen nachkommend, hiermit der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Es bedarf wol kaum der Erinnerung, daß ſolchen Vorträgen überhaupt nur die Aufgabe geſtellt iſt, die auf den mannichfachen Gebieten des Wiſſens durch die Forſchung bereits erlangten Reſultate in anſprechender Weiſe der gebildeten Welt zuzuführen, die weder Zeit noch Luſt hat, ſich mit außerhalb ihrer Berufsſphäre liegenden Fachſtudien zu befaſſen. So wenig daher der Verfaſſer Anſpruch macht, durch dieſes Schriftchen die Wiſſenſchaft fördern zu wollen, ſo dürfte dennoch der Leſer, namentlich in dem

geſchichtlichen Theile der beiden letzten Vorträge manches Neue finden, das zumeiſt aus den dunklen Schachten des orientaliſchen Schriftthums zu Tage gefördert worden.

Den in den Anmerkungen zu den Vorträgen angegebenen literäriſchen Quellen, die ich benützt, werden hier noch ergänzend beigefügt: Raphael als Menſch und Künſtler von Nagler, Jahns Archäologiſche Beiträge, J. Scherrs Geſchichte der Religion, 3 Bde., Horſts Zauberbibliothek, 6 Bde., Düntzers Erklärung des Fauſt, Soldans Geſchichte der Hexenprozeſſe und Fr. Kinds Anmerkungen zum Freiſchütz.

Darmſtadt im September 1869.

I.

Eros und Psyche.

Im Reiche der Poesie begegnen wir verhältnißmäßig spät, d. h. nachdem bereits das Epos, das lyrische Gedicht und das Drama sich vollständig entwickelt hatten, einer Dichtgattung, die besonders im Laufe des letzten Jahrhunderts die mannichfachste Ausbildung erfahren hat. Aber trotz dieser verhältnißmäßig späten Entwickelung hat sie doch eine so große Anerkennung und Verbreitung gefunden, daß die Erzeugnisse ihres Bodens — namentlich mit Rücksicht auf die lesende Frauenwelt — gewissermaßen „das tägliche Brod des Geistes," genannt zu werden verdienen.

Diese Dichtungsart ist der „Roman."

Wir haben uns hier nicht die Aufgabe gestellt, auf das Wesen des Romans näher einzugehen und eine präcise Begriffserklärung desselben zu geben; wir wollen uns vielmehr nur auf folgende Bemerkungen über ihn beschränken.

Die Bezeichnung „Roman" ist erst im Mittelalter entstanden, nachdem durch die Vermischung der römischen Volkssprache mit den Sprachen der, von

den Römern beſiegten, ſüd- und weſteuropäiſchen Völker ſich das romaniſche Idiom gebildet hatte.

Damals nannte man Alles, was in dieſer Sprache, die ſich auch bei den Höfen Eingang verſchafft hatte, verfaßt wurde, einen Roman. In der Folgezeit jedoch verſtand man unter dieſem Ausdrucke nur eine erdichtete größere Erzählung, in welcher auch der Liebe eine Rolle zugetheilt war.

Obgleich aber dieſes ſpät geborene Kind der menſchlichen Phantaſie erſt im Mittelalter einen beſtimmten Namen erhielt, hatte es dennoch ſchon viele Jahrhunderte vorher zu leben begonnen. Bereits bei dem, durch ſeinen wunderbaren Schönheitsſinn wie durch ſeine harmoniſche Geſammtbildung, ſo ſehr hervorragenden Volke des Alterthums, den Hellenen, hat es Aufnahme gefunden, nachdem es im Orient zur Welt gekommen war.

Freilich kann erſt die griechiſche Literatur des 4. Jahrhunderts n. Ch. einen vollſtändigen Roman aufweiſen, einen Roman, den ſie der Feder des Phöniciers Heliodor aus Emeſa, nachmaligen Biſchofs von Tricca in Theſſalonien, verdankt und welcher den Titel führt „Aethiopika“, Aethiopiſche Geſchichten, von der Liebe der aethiopiſchen Königstochter „Cheraklea“ und des Theſſaloniers „Theages“; indeſſen hatte ſchon 2 Jahrhunderte vorher Lucius aus Patras einen Zauber-

roman geschrieben, der im Laufe der Zeit abhanden gekommen.

Den Stoff dieses Romans, welcher Geschichten von Menschen erzählte, die durch magische Künste in Thiere und andere Wesen verwandelt wurden, hat später der römische Schriftsteller „Apulejus," geboren um 130 n. Chr. zu Medaura in Numidien, einem nordafrikanischen Reiche, selbstständig in einem Romane verarbeitet und mit Ausschmückungen versehen. Dieses sein Werk besteht aus 11 Büchern und führt den Titel: „Verwandlungen oder vom goldenen Esel." *)

Anmerken müssen wir, daß hier das Epitheton „golden" nicht etwa den Stoff, aus welchem der Esel gebildet war, sondern nur die Vortrefflichkeit desselben bezeichnen will. Weil nämlich das Gold das edelste Metall, darum bedienten sich griechische und römische Autoren des Wortes „golden," um den hohen Werth eines Gegenstandes auch im figürlichen Sinne auszudrücken. So nannte man gewisse gnomische Sprüche des Pythagoras „goldene Verse"; so sprach auch Cicero von einem „goldenen Buche" und Apulejus selbst in seinem „goldenen Esel" von einem „goldenen Rinde," um die hohe Schönheit desselben darzustellen.

*) Metamorphoseon s. de Asino aureo libri XI.

In gleichem Sinne läßt auch Göthe seinen Mephistophiles jenen allgemein bekannten Ausspruch thun:

„Grau, theuerer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens „goldner" Baum"

und ebenso sagen ja auch wir im gewöhnlichen Leben häufig „ein goldner Mensch."

In diesem „goldnen Esel" schildert der Verfasser zwar mit Witz und Laune, aber in sehr unsauberer Weise die Sittenverderbniß und Gebrechen seiner Zeitgenossen. Doch gleichwie die mit Schlamm bedeckte Muschel eine kostbare Perle umfaßt, ebenso enthält auch dieses unsaubere Werk eine anmuthige Episode, eine eingeschobene Erzählung, welche Herder als den zartesten und vielseitigsten Roman charakterisirt*), und von der er behauptet, sie sei das Muster aller griechischen Liebesschicksalsromane und werde auf alle Zeiten hinab ihr schönes Kunstvorbild bleiben.**)

Sie gestatten mir nun wol, hochgeehrte Anwesende, Sie mit dem Inhalte jener Episode näher bekannt zu machen. Ich bitte jedoch im Voraus um Ihre freundliche Nachsicht, wenn es meiner schwachen Kraft nicht gelingen will, Sie durch einen kurzen Auszug des lateinischen Textes zugleich den ganzen eigenthümlichen Zauber

*) Bd. II. Zerstreute Blätter S. 256 ff.

**) Bd. 28. S. 97. Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten.

empfinden zu laſſen, der über die liebliche Erzählung ausgegoſſen iſt.

Vor dem Beginn derſelben will ich noch bemerken, daß ſie der Verfaſſer einer alten Frau in den Mund gelegt, welcher von Räubern eine junge Frau aus edlem Hauſe zur Bewachung übergeben worden. Die letztere hatten die Räuber in der Hoffnung auf reichliches Löſegeld entführt. Um nun der von Schmerz ergriffenen Gefangenen das Leid zu erleichtern und die Zeit zu vertreiben, erzählt ihr die Herbergsmutter der Räuber folgende Geſchichte:

Einſt lebten in einer Stadt ein König und eine Königin, welche drei ſchöne Töchter hatten. Den Liebreiz und die Anmuth der beiden älteſten konnte man indeß, wie ſeltener Art ſie auch waren, mit Worten erſchöpfend ſchildern; doch die glänzende und blendende Schönheit der jüngſten würdig zu beſchreiben, war die menſchliche Sprache zu arm.

Der Ruf davon verbreitete ſich nach den fernſten Ländern, und Scharen Neugieriger eilten herbei, welche beim Anblicke dieſer Königstochter nicht anders meinten, als daß Venus, die Göttin der Schönheit ſelbſt, zu den Sterblichen niedergeſtiegen wäre, oder daß jetzt die Erde, durch den ſchöpferiſchen Einfluß der Geſtirne begünſtigt, gleichwie einſt die blauen Fluthen des Meeres, eine zweite jungfräuliche Venus hervorgebracht hätte.

Dies Gerücht drang überall hin, und Jung und Alt, Vornehm und Gering pilgerten zu der Königstochter, ihr göttliche Verehrung zollend, während die Heiligthümer der Venus vernachlässigt wurden.

Hierüber zürnte die schaumgeborne Göttin und beschloß, sich mit Hilfe ihres Sohnes, des geflügelten Götterknaben Amor, an dem sterblichen Mädchen zu rächen.

Sie führte daher denselben nach der Stadt, in welcher Psyche, — so hieß die jüngste Königstochter, — lebte, und beschwor ihn, bei seiner kindlichen Liebe zu ihr, bei den süßen Wunden, die er durch seine Pfeile schlägt, bei den beseligenden Flammen, die er in den Herzen entzündet, dieses junge Mädchen, das sich vermessen habe, ihr den Preis der Schönheit streitig zu machen, in der heftigsten Leidenschaft für den Niedrigsten und Gemeinsten der Sterblichen entbrennen zu lassen. Auf diese Weise hoffte sie nämlich, Psychen in den Augen der sie verehrenden Welt zu entwürdigen.

Psychens älteste Schwestern wurden indessen von zwei Königen gefreit, während um ihre Hand aus allzugroßer Verehrung für sie Niemand zu werben wagte.

Hierüber grämte sich das Mädchen, und ihr königlicher Vater, der sich vom Zorne der Götter verfolgt glaubte, sandte nach Milet, um das Orakel zu befragen.

Apollo antwortete die dunklen Worte:

„Auf des hochragenden Berges Gipfel ſtell' hin du das Mädchen,
„Feſtlich geſchmückt für das bräutliche Grabesgemach.
„Hoffe nicht einen Eidam ſterblichem Stamme entſproſſen:
„Wüthend und wild iſt er, grauſam wie Otterngezücht,
„Ueber den Aether fliegt er auf Schwingen, bringt Allen Ermattung,
„Lähmt durch Feuer und Schwert jegliches Ding.
„Jupiter ſelbſt erfüllt er mit Furcht, mit Schrecken die Götter,
„Vor ihm ſchauert die Welle, die ſtygiſche Nacht.“ *)

Dieſem Orakelſpruch mußte Folge geleiſtet werden, wie ſchmerzlich ſich auch Alle von ihm ergriffen fühlten. Man traf daher unter Thränen die Anſtalten zu dem räthſelhaften traurigen Vermählungszuge. Das ganze Volk, die Eltern an der Spitze, begleitete dann Pſyche an dem feſtgeſetzten Tage zu dem beſtimmten Berge und begab ſich, nachdem dieſelbe des Berges Gipfel beſtiegen, jammernd nach der Stadt zurück.

Die einſame, weinende Pſyche wurde aber indeſſen von einem milden Zephyr ergriffen, der ſie behutſam in

---

*) Montis in excelsi scopulo tu siste puellam
Ornatam mundo funeri thalami.
nec speres generum mortali stirpe creatum,
sed saeuum atque ferum uipereumque malum,
qui pinnis uolitans super aethera cuncta fatigat,
flammaque et ferro singula debilitat.
quo tremit ipse Jouis, quo numina terrificantur,
fluminaque horrescunt et Stygiae tenebrae.

ein, unten ſich ausbreitendes, lachendes Thal trug, wo ſie im Schoße eines blumigen Raſens ſanft entſchlief.

Neu geſtärkt erwachte Pſyche und erblickte in geringer Entfernung ein von einer reizenden Landſchaft umrahmtes Schloß, das nicht von Menſchenhand, ſondern durch Kunſt der Götter erbaut zu ſein ſchien. Sie überſchritt anfangs zagend, dann ſicheren Fußes die Schwelle des Hauſes und vor ihren trunkenen Blicken entfaltete ſich die ſeltenſte Pracht. Plötzlich vernahm ſie aus unmittelbarer Nähe, ohne daß ſie ein lebendes Weſen ſah, Stimmen, die ſie als Herrin dieſes Palaſtes begrüßten und ſich ihr als ihre Dienerinnen ankündigten. Auf Anrathen dieſer körperloſen Stimmen ruhte ſie auf einem Ruhebette aus, nahm dann ein Bad und labte ſich nach demſelben an einem der unſterblichen Götter würdigen Mahle, während deſſen die herrlichſten muſikaliſchen Töne an ihr Ohr drangen, ohne daß ihr Auge die Muſiker und Sänger wahrnahm.

Nachdem die Sonne untergegangen, nahte ſich der ihr beſtimmte Gatte, der ſich mit ihr alsbald vermählte, ohne daß ſie, der Dunkelheit wegen, ſein Antlitz zu ſchauen vermochte. Ja ihr Gemahl kündete ihr ſogar an, daß er ſich ihr nie des Tages zeigen werde und warnte ſie, je nach ſeiner Geſtalt und ſeinem Weſen zu forſchen.

Pſyche lebte dann lange Zeit hindurch ein beſeligendes Stillleben, das ihr bald durch Gewohnheit zum ſüßeſten Bedürfniß wurde.

Inzwiſchen beſuchten Pſychens Schweſtern, zu denen die Kunde von ihrer jüngſten Schweſter ſcheinbar traurigem Schickſal gedrungen war, ihre Eltern, um ſie zu tröſten.

Die Nacht vorher warnte Pſychen ihr räthſelhafter Gatte vor ihren Schweſtern, die, wie er ihr mittheilte, jenen Berg beſteigen werden, dort ihren vermeintlichen Tod laut zu beklagen.

Pſyche beſchwor jedoch ihren Gemahl unter heißen Thränen und bei ihrer gegenſeitigen Liebe, ihr zu geſtatten, daß ſie ihre Schweſtern durch den Zephyr herabholen laſſe und ſie freundlich bei ſich aufnehme. Ihr Gemahl gab ihren dringenden Bitten nach, zuvor mußte ſie ihm aber aufs heiligſte betheuern, daß ſie den etwaigen Rathſchlägen ihrer Schweſtern nicht Gehör ſchenken und nie nach ſeinem Antlitze und Weſen forſchen werde.

Des anderen Tages führte auf ihr Verlangen der luftige Bote ihre klagenden Schweſtern ihr zu. Die beiderſeitige Freude des Wiederſehens war groß, der Empfang königlich; doch empfanden die Schweſtern Neid über Pſychens Glück und beſchloſſen, ſie zu verderben. Als ſie ſpäterhin ihren Beſuch wiederholten und durch die ausweichenden und ſich widerſprechenden Antworten

ihrer jüngſten Schweſter die Ueberzeugung gewannen, der Gatte derſelben müſſe ein Gott ſein, den ſie ſelbſt nicht kenne, ſteigerte ſich noch ihr Neid. Aus dieſem Grunde ſpiegelten ſie Pſychen vor, ihr Gemahl ſei eine giftige Schlange, welche allabendlich, wie ſie erfahren zu haben vorgaben, in das Schloß ſchlüpfe und die, wenn der paſſende Zeitpunkt gekommen, ſie verſchlingen werde. Zur Bekräftigung ihrer Ausſage riefen ſie ihr jenen Orakelſpruch ins Gedächtniß zurück, der ihr ein „bräutliches Grabesgemach“ und ein Ungeheuer zum Gatten verheißen, das Allen, ſelbſt Göttern, Qualen bereitet.

Die Erinnerung an dieſen Götterausſpruch, verbunden mit den Warnungen ihres Gemahls, nie nach ſeiner Geſtalt zu forſchen, erfüllten Pſychens Bruſt mit Angſt und Zweifel; ſie bat daher ihre Schweſtern mit kindlichem Vertrauen, ihr einen Rath zu ertheilen, wie ſie ſich von ihrem abſcheulichen Ungethüm befreien könne.

Mit boshafter Freude über das Gelingen ihres Planes riethen ihr nun dieſelben, ſich einen ſcharfen, zweiſchneidigen Dolch und eine mit Oel gefüllte Lampe zu verſchaffen, den erſteren in ihrem Bette und die letztere hinter dem verhüllenden Vorhang zu verbergen. Wenn dann Abends ihr Gatte feſt entſchlafen, ſollte ſie mit Hilfe der brennenden Lampe den paſſenden Moment erſehen, um ihm raſch das Haupt vom Halſe zu trennen.

Nachdem ſich die ſchadenfrohen Schweſtern entfernt, ſchwankte Pſyche lange; es kämpfte in ihr die Furcht vor dem ſchrecklichen Ungeheuer mit der Liebe zu ihrem geheimnißvollen Gatten, die ſchon begonnen, in ihrem Herzen Wurzel zu faſſen. Endlich aber ſiegte die böſe Macht und ließ ſie beſchließen, den verderblichen Rathſchlägen ihrer Schweſtern Folge zu leiſten.

Als daher ihr heimgekehrter Gatte ſein Ruhebett beſtiegen und durch tiefes Athmen ſeinen feſten Schlaf verrieth, ergriff ſie behutſam die verborgen brennende Lampe, zog den Dolch hervor und näherte ſich unhörbaren Schrittes ſeinem Lager. Jetzt hat ſie bereits vorſichtig das Licht ſeinem Antlitz nahe gebracht, ſchaut in daſſelbe und — o freudiger Schreck! — erblickt von allen Ungeheuern das ſüßeſte und lieblichſte. Es iſt Cupido ſelbſt; — Amor, der Gott der Liebe, ruht hier im vollſten Glanze ſeiner Schönheit, — an ſeinen Schultern die zarten, prächtigen Schwingen, die ſich trotz ſeines Schlafes ſanft bewegen, und zu des Bettes Füßen ſein Köcher und ſeine Pfeile, die ſüßen Waffen des mächtigen Gottes.

Vor heftigem Schrecken erbleichte Pſyche, fiel auf ihre Kniee und wollte ſich aus Verzweiflung den Dolch in die eigene Bruſt ſtoßen. Der Stahl entfiel jedoch ihrer bebenden Hand, als ob er ſich ſchämte einen ſolchen Mord zu vollziehen, ein ſo holdes Weſen zu vernichten.

Bald darauf erholte ſich Pſyche von ihrer Angſt, bewunderte die Schönheit ihres Gatten, zog dann neugierig einen Pfeil aus ſeinem Köcher, unterſuchte die Spitze deſſelben und verwundete damit ihre zitternden Finger, ſo daß ſie in heftigſter Leidenſchaft für Cupido entbrannte.

Während ſie ſich nun abermals über ihres Gatten Antlitz beugte, um ſich an ſeinem Anblick noch länger zu weiden, ließ die verrätheriſche Lampe einen Tropfen ſiedenden Oels auf Amors rechte Schulter fallen und brannte ſo den Gott, der Flammen entzündet.

Vom Schmerze ergriffen, ſprang Amor erwachend auf und flog, da er ſein Geheimniß verrathen ſah, ſchweigend davon. Pſyche umfaßte jedoch, als er ſich zum Fluge erhob, mit beiden Händen ſein rechtes Bein und ſchwebte ſo mit ihm himmelan; doch zu den Wolken gekommen, ſank ſie ermüdet auf den Boden zurück.

Amor, der ſeine Gattin noch immer liebte, ließ ſich ſodann auf den Wipfel einer nahe ſtehenden Cypreſſe nieder, von wo er Pſychen zurief: „O du Leichtgläubige! Ungehorſam den Befehlen meiner Mutter, dir eine heftige Leidenſchaft zu dem Niedrigſten der Sterblichen einzuflößen, habe ich dich zur Gattin erkoren. Der treffliche Schütze hat ſich ſelbſt verwundet. Wie oft habe ich dich gewarnt. Deine Schweſtern werden es ſchwer büßen; dich jedoch will ich nur durch meine Flucht beſtrafen.“

Nach dieſen Worten ſchwang er ſich wieder zur Höhe empor, die verzweifelnde Pſyche aber ſtürzte ſich in den nächſten Fluß, deſſen Wellen ſie jedoch — aus Furcht vor Amors Zorn — wieder ſanft ans Ufer warfen.

Der bockfüßige Pan, der gerade auf einem nahen Hügel Rohrpfeifen verſchiedene Melodien entlockte, tröſtete, ermuthigte und ermahnte ſie, ſich vor einem Selbſtmorde zu hüten und ſich den mächtigen Gott durch ſchmeichelndes Betragen zu verſöhnen.

Schweigend brachte ſie dieſem Gotte der Hirten ihre Huldigung dar und ging davon.

Nach langem Umherirren gelangte ſie in die Stadt, in welcher eine ihrer Schweſtern thronte. Zu dieſer begab ſie ſich und erzählte ihr, daß ſie mittels der Lampe entdeckt habe, ihr Gatte ſei Amor ſelbſt; dieſer habe ſie aber zur Strafe für ihren Ungehorſam verſtoßen und beſchloſſen, anſtatt ihrer ſie, — dieſe ihre Schweſter, — zur Gattin zu wählen.

Freudig überraſcht eilte hierauf die Schweſter in ihre Heimath, beſtieg den ihr bekannten Felſen und ſtürzte ſich, in der Hoffnung, der dienſtwillige Zephyr werde ſie wieder ins Thal tragen, ins Meer, zerſchellte jedoch an den Zacken des Felſens.

Ihrer zweiten Schweſter bereitete Pſyche durch das gleiche Märchen daſſelbe Schickſal.

Amor lag indeß im Palaſte ſeiner Mutter an ſeiner Brandwunde danieder und wurde von ihr, die durch einen geſchwätzigen Vogel, eine Möve, ſein Liebesabenteuer erfahren hatte, mit den bitterſten Vorwürfen wegen ſeiner gegen ſie geübten Treuloſigkeit überhäuft. Ceres und Juno, denen ſie zufällig begegnete, wollten aus Rückſicht für Cupido Venus beſänftigen; dieſe beſtand jedoch darauf, für die erlittene Schmach Pſyche geziemend zu beſtrafen und ſie zu dieſem Zwecke aufſuchen zu laſſen.

Dieſe irrte inzwiſchen ruhelos Tag und Nacht umher, um ihren Gatten aufzufinden. Auf ihrer Wanderung trat ſie in Ceres' und Junos Tempel, dieſe hohen Göttinnen demüthig um Schutz und Hilfe anflehend; ſie wieſen ſie jedoch aus Gefälligkeit für Venus zurück. Daher beſchloß Pſyche, ſich freiwillig der Venus zu übergeben; vielleicht, dachte ſie, wird meine, wenn auch ſpäte Reue ihren Zorn beſänftigen, vielleicht auch weilt in ihrem Palaſte der, den ich ſuche.

Da Merkur, der Bote der Götter, auf Venus dringendes Bitten von Jupiter geſandt, bei allen Völkern und an allen Orten der Erde in öffentlichem Ausrufe dem einen ſüßen Lohn der Venus verſprach, welcher eine ihr entflohene Magd, die Königstochter Pſyche, ihm ausliefern oder den gegenwärtigen Aufenthalt derſelben kund thun werde, fühlte ſich Pſyche bewogen, ihren Entſchluß raſch auszuführen.

Sie schritt sonach den Pforten zu, die zu Venus' Palaste führten; wurde jedoch von einer ihr entgegenlaufenden Dienerin der Göttin, die sie erkannte, bei den Haaren ergriffen und vor die Herrin geschleift.

Venus empfing sie mit den fürchterlichsten Schmähungen und übergab sie zweien ihrer Dienerinnen, der „Sorge" und der „Trauer", zur Geißelung. Nachdem diese vollzogen war, wurde sie zur Herrin zurückgeführt, die sie nunmehr mit eigener Hand mißhandelte.

Sodann ließ Venus Waizen, Gerste, Hirsekörner, Mohnsamen, Erbsen, Linsen und Bohnen herbeiholen, mengte Alles derart unter einander, daß es nur einen Haufen bildete und trug Psychen auf, bis zum Abende die verschiedenen Fruchtsorten sorgsam auszusondern, aus den gleichartigen Körnern besondere Haufen zu bilden. Darauf verließ sie Psychen, um sich zu einem Hochzeitsmahle zu begeben.

Psyche versank, empört über die Grausamkeit des Befehls, in dumpfes Schweigen. Da erbarmte sich eine Ameise der Gattin des mächtigen Gottes, rief Myriaden ihrer ländlichen Nachbarinnen herbei, die mit Emsigkeit die verschiedenen Gattungen sonderten und Körnchen zu Körnchen in getrennte Haufen legten.*)

*) Die ausführliche Mittheilung der Arbeiten Psychens rechtfertigt sich dadurch, daß durch sie die Quelle kennen gelernt wird, aus welcher unsere Märchenerzähler die gleichen Prüfungen ihrer Heldinnen geschöpft haben.

Die bei einbrechender Nacht heimkehrende Venus rief, die wunderbar vollendete Arbeit betrachtend, Pſychen zu: „Nichtswürdige, dies haben nicht deine Hände vollbracht, das iſt vielmehr das Werk deſſen, der ſeine Liebe zu deinem und ſeinem Unglücke dir geweiht.“ Hierauf ließ ſie ihr ein Stück Brod zur Nahrung reichen und begab ſich zur Ruhe.

Am anderen Morgen befahl ſie Pſychen, ihrer Magd, ihr einen Flocken goldener Wolle von den Schafen zu bringen, die unbewacht in einem nachbarlichen Gehölze weideten, welches am Ufer eines tiefen Fluſſes lag.

Pſyche eilte mit dem Vorſatze weg, im Fluſſe ihrem Leben, und ſomit auch ihren Leiden, ein Ende zu machen. Als ſie aber ihren Vorſatz ausführen wollte, ermahnte ſie die melodiſche Stimme eines Schilfrohres, des Fluſſes heilige Wellen nicht durch einen Selbſtmord zu entweihen, aber auch den Schafen nicht zu nahen, die, durch der Sonne Gluth mit wildem Muthe erfüllt, mit ihren ſcharfen Hörnern oder durch giftigen Biß ſie tödten würden. „Warte unter jener Platane,“ ſo ſchloß das beſeelte Rohr, „bis die Mittagshitze vorüber und die Schafe, durch die kühlende Fluth milder geworden, ſich zur Ruhe begeben, dann wirſt du an den Zweigen der Bäume, an welchen ſie vorüber geſtreift, der Wolle genug finden.“

Den freundlichen Rath befolgend, brachte Pſyche ihrer Herrin eine Menge der ſeidenen, wie Gold glänzenden Wolle heim.

Venus ſagte jedoch bitter lachend: „Treuloſer Rath hat dir den Erfolg geſichert; darum gib eine andere Probe deines ſtarken Geiſtes und deiner Klugheit. Bringe mir von dem Felſen jenes hohen Berges, aus der finſteren Quelle, durch welche der Styx geſpeiſt wird, dies cryſtallhelle Gefäß mit Waſſer gefüllt.“

Die eifrige Pſyche entdeckte jedoch, raſchen Schrittes auf des Berges Gipfel gelangt, daß ſie den ſteilen Felſen, deſſen Schlünden ſchwarze Wellen entſtrömten, nicht zu erklimmen vermöge. Hierzu kam noch, daß die Quelle von fürchterlichen Drachen bewacht wurde und das Waſſer ſelbſt ihr zurief: „Zurück, fliehe, ſonſt gehſt du zu Grunde.“

In ihrer Noth nahte ihr jedoch auf raſchen Schwingen aus Gefälligkeit für Amor Jupiters Adler, nahm das Waſſergefäß aus ihren Händen, flog mit ausgebreiteten Fittichen den drohenden Drachen vorüber, füllte die cryſtallene Flaſche und brachte ſie Pſychen zurück, die ſie dankbar der Venus heimtrug.

Unter hölliſchem Lachen reichte ihr nun Venus eine Büchſe mit dem Befehle, in die Unterwelt hinabzuſteigen und Proſerpina zu erſuchen, daß ſie in dieſer Büchſe ein wenig von ihrer Schönheit der Venus ſende, da dieſe

ihre eigene Schönheit während der Pflege ihres kranken Sohnes verbraucht habe.

Psyche erstieg, in der Ueberzeugung, daß es Venus auf ihren Tod abgesehen habe, einen hohen Thurm, um sich von dessen Spitze in die Tiefe zu stürzen. Es sei dies, meinte sie, wohl der kürzeste Weg in die Hölle zu gelangen. Der Thurm selbst jedoch hielt sie hiervon ab und gab ihr den Weg an, der von dem nahen Lacedämonien aus durch eine Höhle zum Orkus führt. Zugleich rieth er ihr, in ihren beiden Händen zwei mit Honig geknetete Gerstenkuchen und in ihrem Munde zwei Geldstücke mitzunehmen. Ferner sprach er zu ihr:

„Wenn du einen guten Theil des Weges zurück„gelegt, der zu den Todten führt, wirst du einem „lahmen, mit Holz beladenen Esel begegnen, dessen Führer „ebenfalls lahm ist. Dieser wird dich bitten, ihm einige „herabgefallene Holzstücke aufzulesen; du jedoch gehe „stillschweigend vorüber. Bald gelangst du dann an den „Fluß der Abgeschiedenen, welchen Charon, der Fähr„mann, bewacht. Auf seine Forderung gib ihm eines „der beiden Geldstücke; doch laß es ihn mit eigner Hand „aus deinem Munde nehmen."

„Ueber den Fluß fahrend, wirst du einen, auf der „Oberfläche schwimmenden, todten Greis erblicken, der „dich bitten wird, ihn in deinen Kahn aufzunehmen; „laß dich jedoch nicht durch dein Mitleid hierzu verleiten.

„Ebenſo wenig laß dich bewegen, einigen alten Spinne-
„rinnen bei ihrer Arbeit zu helfen, die dich darum er-
„ſuchen werden, wenn du den Fluß durchſchifft haben
„und ein wenig fortgeſchritten ſein wirſt.“

„Dies Alles ſind nämlich Fallſtricke, die dir Venus
„gelegt, damit du deinen Händen einen der beiden Kuchen
„entfallen läſſeſt, ohne welche du unrettbar verloren
„wäreſt. Denn Plutos ſtille Gemächer werden von
„dem furchtbaren dreiköpfigen Cerberus bewacht, deſſen
„Zorn du nur durch jene Kuchen zu beſänftigen vermagſt.“

„Proſerpina wird dich in ihrem Palaſte freundlich
„aufnehmen, dir einen ſchwellenden Sitz und ein koſt-
„bares Mahl anbieten, du aber ſetz' dich nur auf die
„Erde und verlange nichts als ein Stück ſchwarzen
„Brodes.“

„Entledige dich dann deines Auftrages, und wenn
„du die gefüllte Büchſe in Empfang genommen, kehre
„auf demſelben Wege zurück, auf dem du gekommen.
„Wirf dem wüthenden Hunde den zweiten Kuchen zu,
„bezahle den geizigen Steuermann mit dem zweiten
„Geldſtücke und haſt du dann den Fluß im Rücken, ſo
„ſchreite muthig weiter, bis dir des Himmels harmoniſche
„Sternenwelt entgegen leuchtet.“

„Vorzüglich nimm dich aber in Acht, daß du die
„Büchſe nicht öffneſt, die den Schatz göttlicher Schönheit
„verbirgt.“

Ohne Säumen wandelte nun Psyche den bezeichneten Pfad und gelangte durch genaue Befolgung des ihr vom Thurme ertheilten Rathes glücklich zur Unterwelt und wieder zurück.

Als sie jedoch des Himmels Licht wieder über ihrem Haupte leuchten sah, bemächtigte sich ihrer eine tollkühne Neugier und der Wunsch, sich ein klein wenig von der göttlichen Schönheit anzueignen, um so ihrem Gatten besser zu gefallen. Sie öffnete daher die Büchse, doch ach, aus derselben quillt ihr ein betäubender Dunst, der wahre stygische Schlaf entgegen, der sich schwer über sie lagert, so daß sie niedersinkt und da liegt, unbeweglich, leblos, eine Leiche.

Jetzt entschlüpft aber der inzwischen genesene Amor dem engen Gewahrsam seiner Mutter und fliegt rasch seiner Geliebten zu Hilfe. Eilig befreit er sie vom Einflusse des Schlafes, den er wieder in die Büchse verschließt, und erweckt sie durch den Stich einer seiner Pfeile.

Darauf spricht er zu ihr: „Zum zweiten Male, Unglückliche, hat dich deine Neugier ins Verderben gestürzt; doch überbringe jetzt schnell meiner Mutter die Büchse, für alles Uebrige will ich selber Sorge tragen.“

Psyche gehorchte, während Amor sich zu Jupiter emporschwang und ihn um seine Vermittelung bat.

Zeus umarmte ihn liebevoll und ließ durch Merkur einen Götterrath berufen, mit der Drohung, daß jeder Nichterscheinende zu einer Strafe von 10,000 Thalern verurtheilt werden würde. Alle Olympier kamen daher und es wurde beschlossen, den flatterhaften Liebesgott, der mit seinen Pfeilen selbst den höchsten der Götter nicht verschone, durch eheliches Band mit Psychen zu vereinen, um ihn zu zähmen und von seinem Muthwillen und seiner Unbeständigkeit zu heilen.

„Du aber betrübe dich nicht", sprach sodann Jupiter zu der unzufriedenen Venus, „fürchte nicht durch diese Verbindung dein edles Haus zu entwürdigen. Es soll keine Sterbliche sein, die ich deinem Sohne als Gattin zuführe."

Hierauf befahl er dem Merkur, Psychen in den Himmel zu bringen und reichte der Angekommenen die Götterspeise mit den Worten: „Nimm hin, Psyche, sei unsterblich und mit Amor als Gattin verbunden."

So empfing Psyche, die, wie der Götterspruch befohlen, einst für das bräutliche Grabesgemach festlich geschmückt wurde, aus der Hand des Zeus den Gatten, nicht sterblichem Stamme entsprossen, der durch Feuer und Schwert, durch Fackel und Pfeile „Allen Ermattung bringt, der auf Schwingen über den Aether fliegt und Jupiter selbst mit Furcht erfüllt, mit Schrecken die Götter."

Durch ein köſtliches Göttermahl, das Vulkan bereitete, und bei welchem Bacchus Nektarſtröme fließen ließ, die Horen den Götterſaal mit Roſen beſtreuten, die Grazien ihn mit Wohlgerüchen erfüllten und Venus tanzte, wurde die Vermählung gefeiert.

Amors und Pſychens Ehe ward ſpäter durch eine Tochter geſegnet, die den Namen „Voluptas“, Glückſeligkeit, erhielt.

So weit der Roman.

Der Umſtand, meine Hochverehrten, daß Apulejus der jüngſten Königstochter den Namen „Pſyche“ beigelegt, welches Wort in der griechiſchen Sprache bekanntlich „Seele“ bedeutet, hat zu den verſchiedenſten Zeiten viele Denker die Behauptung aufſtellen laſſen, daß der beſprochene Roman eine Allegorie ſei. Nach ihrer Meinung ſoll darin dem Leſer ein philoſophiſcher oder religiöſer Gedanke zur anſchauenden Erkenntniß gebracht werden.

So hat ſchon im 6. Jahrhundert Fulgentius, Biſchof von Karthago, jeder in dieſer Geſchichte auftretenden Perſon, wie jedem darin erzählten Faktum eine gewiſſe Deutung gegeben, welche dahin zielt, das Ganze als eine Darſtellung von der Seele zu bezeichnen, die durch die Begierden nach den Freuden der Erde ſich ſelbſt ihrer göttlichen Hoheit beraubt.

Von dieſen Deutungen will ich nur einige herausheben:

Nach Fulgentius iſt der König und die Königin, — Gott und die Materie, das Land in dem ſie herrſchen, — die Welt, die älteren Schweſtern Pſychens — das Fleiſch und der freie Wille, Cupido — die Begierde, die verborgene Lampe — das im Inneren des Menſchen lodernde Feuer der Leidenſchaft.*)

Andere hingegen wollten darin eine Schilderung von der Vereinigung der Seele mit der Liebe erkennen, welche die Glückſeligkeit zur Folge habe.

Noch Andere aber glauben darin vorzüglich einen Hinweis erblicken zu müſſen, wie die dem Menſchengeſchlechte innewohnende Neugierde die Quelle der Sünde, des phyſiſchen Uebels, des Todes ſei.

Thorlack, ein moderner Gelehrter, behauptet wiederum, die Erzählung wolle eine Apotheoſe der vertrauensvollen ehelichen Liebe und Treue bezwecken. Hierbei betont er ſcharf, daß gerade eine alte, alſo eine erfahrene Frau dieſe Geſchichte einem jungen, alſo noch unerfahrenen Eheweibe erzählt und daß Pſyche

*) Fulgentius mythol. III. 6: De Psychi et Cupidine.

sich ein wenig Schönheit aus der Büchse aneignen will, um ihrem Gemahle besser zu gefallen.*)

Ohne einer dieser Deutungen ihre wohlbegründete Berechtigung absprechen zu wollen, glauben wir indeß in dieser poetischen Darstellung noch eine andere religiöse Idee finden zu dürfen, sobald wir folgende Momente ins Auge gefaßt haben.

Der römische Amor ist bekanntlich nichts Anderes als der griechische Eros. Nach den älteren Vorstellungen der Griechen war aber Eros der älteste der Götter, das Princip der Weltbildung, die aus dem Weltei hervorgegangene Gottheit, ja gewissermaßen Zeus selbst, wenn dieser richtig aufgefaßt wurde.**)

Erst später verstand man unter Eros auch den jüngsten der Götter, den mit Fackel, Bogen und Pfeilen bewaffneten Götterknaben.

Pausanias nennt in seiner Theogonie***) jenen — den himmlischen Eros, der vor allen anderen Göttern ohne Eltern, durch sich selbst geworden, und die Menschen antreibt, die Schönheit der Seele zu

---

*) Thorlacius fab. de Psyche et Cupidine. Kopenhagen 1801. opp. I. pag. 372.

**) Vgl. Welckers Mythologie I. 332: „Eine Gloſſe bei Heſychius: Ἔρως ὁ Ζεύς scheint sagen zu wollen, wenn ihr Zeus richtig auffaßt, so habt ihr in ihm euren Eros!“

***) IX 27. vgl. Cic. d. nat. deorum III. 23.

ſuchen und ſich in der Tugend zu vervollkommnen; dieſen aber den gemeinen Eros, der den Menſchen anſpornt, den flüchtigen Reiz des Körpers zu lieben, das iſt der ſchalkhafte Sohn der Venus-Aphrodite.

Ferner iſt zu merken, daß ſchon im Geiſte alter Culturvölker der Gedanke tief wurzelte, der Menſch könne die höchſte Gottheit nicht mit ſeinen fleiſchlichen Augen ſchauen.

Die Bibel lehrt dies ausdrücklich in den Worten, welche ſie Gott an Moſes richten läßt:

„Mich ſchauet der Menſch nicht ſo lange er lebt“, und „du wirſt nur meine Rückſeite ſehen, aber mein „Antlitz kann nicht geſchaut werden.“ *)

Die griechiſche Mythologie ertheilt dieſelbe Lehre auf draſtiſchere Weiſe in dem bekannten Mythos von Jupiter und Semele. Wir haben hierbei nur nöthig an Schillers Worte zu erinnern, die er im Geiſte der Griechen, Juno mit Bezug auf Zeus ſprechen läßt:

„Freſſendes Feuer ſeine ſchmachtenden Blicke,
„Seine Küſſe Zermalmung, Gewitterſturm
„Seine Umarmung dir! — Menſchliche Leiber
„Mögen nicht ertragen die Gegenwart
„Deß, der die Donner wirft!“ **) —

*) 2. B. Moſ. 33, 20. 23.

**) Semele Scene I.

Nun mochte aber ein griechiſcher Mythos vorhanden geweſen ſein, welcher die Vereinigung des himmliſchen Eros mit der Pſyche, der menſchlichen Seele, zum Gegenſtande hatte.

Apulejus, der nach Annahme der meiſten Gelehrten die Bauſteine zu ſeinem Romane aus ihm bekannten griechiſchen Mythen zuſammengetragen, wählte nun jene Sage von der Vereinigung des Eros und der Pſyche als Vorwurf für ſeine Erzählung. Hierbei ſetzte er jedoch an die Stelle des himmliſchen Eros — den gemeinen Eros, weil ſich dieſer mehr für die gefällige Form eines Romans eignete und zu mannichfachen intereſſanten Motiven und Situationen, wie zu zierlichen geiſtigen Arabesken Gelegenheit bot.

Betrachten wir demnach den mit Pſychen verbundenen Eros als den mächtigen Urgott, ſo können der Erzählung folgende Ideen zu Grunde liegen:

Die menſchliche Seele vermag während ihres irdiſchen Lebens Gottes Antlitz, ſein eigentliches Weſen, nicht zu ſchauen. Darum ſoll ſie denn auch auf Erden nicht nach den letzten Gründen der Dinge forſchen, ſelbſt wenn die beiden Schweſtern der Seele, die Begierde und die Zweifelſucht, ſie zu dieſer Forſchung antreiben. Denn wenn ſie den Rathſchlägen ihrer Schweſtern ein geneigtes

Ohr leiht und mit der in ihr verborgenen Lampe des Geiſtes der Gottheit ins Antlitz leuchtet, läuft ſie Gefahr, ihren Gott ganz und gar zu verlieren. Er entſchwindet ihr, und erſt wenn ſie von Sorge und Trauer, den Dienerinnen der Venus, gegeißelt worden und des Lebens — Geduld, Muth und Klugheit erfordernde, — mühevolle Arbeit vollbracht, der Erde Leiden überſtanden, wird ſie, wie Pſyche von Amor, dem Liebesgotte, alſo vom Gotte der Liebe aus dem Todesſchlafe, welcher den ſie bergenden Leib befallen, erweckt und in den Himmel gebracht. Dort reicht ihr Gott die Nektarſchale der Unſterblichkeit, vermählt ſich mit ihr, und aus dieſer Vermählung erwächſt ihr die „Voluptas“, die ewige Glückſeligkeit.

Wir dürfen uns indeß nicht wundern, ſolche theoſophiſche oder theologiſche Wahrheiten aus dem Munde eines heidniſchen Schriftſtellers zu vernehmen, denn Apulejus war, wie ſeine übrigen Schriften bekunden, mit den philoſophiſchen Syſtemen der Alten wohl vertraut und in die Myſterien, in die Geheimlehren damals vorhandener religiöſer Brüderſchaften eingeweiht. Ja, er hatte die vorgeſchriebenen Weihen jener

Geheimlehren vollständig erhalten und preist dieselben in seinen Metamorphosen als heilbringend.

Die Geweihten dieser Brüderschaften waren aber Inhaber einer höheren Weisheit, die auf eine Uroffenbarung Gottes an die ersten Menschen, oder auf eine indische oder ägyptische Urweisheit, ja nach Manchen sogar auf die Offenbarung des alten Testamentes zurückzuführen ist.

Zur Zeit des Apulejus war der Glaube an das griechische Götterwesen in den Herzen der Völker bereits aufs Tiefste erschüttert. Der aufgeklärte Geist spürte damals einen monotheistischen Zug in sich und sehnte sich nach einem höheren geistigen Glauben.

Hierfür zeugen mehrere Stellen im Romane selbst, in welchem der Verfasser manchen ironischen Pfeil auf die Unsterblichen des Olymps abschießt. So z. B. der Ausruf des Merkur auf Erden, die Androhung der Geldstrafe für den Gott, der nicht im Götterrathe erscheinen würde.

Jene geheimen Genossenschaften, die gewiß auch bereits manche Ideen des Judenthums und Christenthums in sich aufgenommen, welches letztere damals schon anderthalb Jahrhunderte bestanden und unter den Heiden viele Anhänger gefunden hatte, strebten daher dem weniger denkfähigen Manne einen gewissen religiösen Halt zu

verleihen, ihn ſittlich zu heben und ihm über die dunklen Punkte des Jenſeits Beruhigung zu verſchaffen.

Einen Beitrag hierzu wollte nun Apulejus in Amor oder Eros und Pſyche liefern, indem er in der anziehenden, damals ſo ſehr beliebten Form eines allegoriſchen Romans dem denkenden Geiſte eine Fülle erhabener, religiöſer Gedanken zuführte und ihm vielleicht auf dieſe Weiſe die myſtiſchen Lehren der religiöſen Brüderſchaft erſchloß, deren Mitglied er ſelber war.

Ich kann meinen Vortrag nicht ſchließen, ohne noch zu erwähnen, daß Apulejus' Eros und Pſyche nicht nur manch denkenden Kopf angeſpornt, den tieferen Sinn dieſes Romans zu ergründen, ſondern auch manche bildende Hand in Bewegung geſetzt hat, um ſeinen Inhalt für das beſchauende Auge durch Pinſel und Meißel künſtleriſch zu geſtalten.

Der drängenden Zeit wegen will ich von allen Malern, welche Momente aus unſerm Romane als Vorwürfe für ihre Kunſt gewählt, nur denjenigen nennen, von dem Leſſing in ſeiner Emilia Galotti behauptet, er wäre das größte maleriſche Genie geweſen, auch wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände geboren worden wäre.

Ich meine Raphael.

In der kleinen römiſchen Villa, die ſeitdem ſie der Cardinal Alexander Farneſe*) gekauft, die Farneſina

*) 1589 geſt. 96 Jahre alt.

genannt wird, malte er nämlich in enger Anſchließung an den lateiniſchen Text die märchenhafte Liebes- und Lebensgeſchichte der Prinzeſſin Pſyche in einer bedeutenden Anzahl von Compoſitionen, in denen „Anmuth und Liebreiz um den Vorrang ſtreiten.“

An der einen Hauptdecke der Farneſina, zur rechten Hand am Eingange in den Saal, erblickt man die Götterverſammlung, vor welcher Amor, ſeiner Mutter Venus gegenüber, ſeine Rechtsſache führt. Die auf der einen Stelle ſichtbaren Göttinnen Juno, Pallas und Diana ſcheinen ſich auf Cupidos Seite zu neigen. Außerdem befindet ſich auf dieſer Decke Merkur, Pſychen die Schale der Unſterblichkeit reichend.

Die andere Decke zeigt das Göttermahl oder den Hochzeitsſchmaus, der Amors und Pſychens Vermählung zu Ehren gegeben ward. Das neuverbundene Ehepaar ſitzt hier in der Mitte des Tiſches, verſunken im Entzücken, ſich nach ſo vielen überſtandenen Gefahren wieder zu beſitzen. Unter anderen Figuren bemerkt man da Vulkan als Koch, Bacchus als Kellermeiſter, die lieblichen Horen Blumen ſtreuend, die Grazien das Haupt der Neuvermählten ſalbend, und Venus zu Ehren des feſtlichen Tages tanzend.

Außerdem enthalten noch zehn, in den Zwickeln zwiſchen den Fenſtern befindliche Gemälde Scenen aus unſerem Romane, von denen das erſte Venus darſtellt, ihrem

Sohne Pſychen zeigend und ihn beſchwörend, Rache für ſie zu nehmen. Amor bereitet ſich dazu vor, mit ſeinem Pfeile auf Pſychen zielend. Doch erblickt man dieſe ſelbſt nicht, was von Kunſtkennern getadelt wird. Das letzte dieſer zehn Bilder ſtellt Merkur vor, wie er Pſychen in den Olymp führt.

Als das ſchönſte Gemälde der Gallerie betrachtet man allgemein das zweite der zehn Abbildungen, welches zwei Grazien darſtellt, denen Amor ſeine Geliebte zeigt, die aber auch hier unſichtbar iſt.

Der Bologneſer Schneider und nachherige berühmte Maler Hannibal Carracci hat dieſes Gemälde copirt.

Dieſe Fresken, durch welche ſich Raphaels Ruhm weithin verbreitete, ſollen jedoch großentheils nur von Raphaels Gehilfen ausgeführt ſein. Seine Meiſterhand, vermuthet man, habe nur an einigen Stellen nachgeholfen, nachdem er die Cartons zu dem Ganzen geliefert hatte.

Vor mehreren Decennien fand ſich in Florenz ein Oelgemälde vor, welches den erſten Theil unſres Romans darſtellt, und das von vielen Kunſtkennern ebenfalls Raphael zugeſchrieben wird.

Ebenſo wird eine Darſtellung der Geſchichte der Pſyche in 32 Zeichnungen als Raphaels Werk betrachtet.

Dieſe Zeichnungen beginnen mit der Abbildung der Herbergsmutter der Räuber, wie ſie der gefangenen jungen Ehefrau die Geſchichte von Amor und Pſyche erzählt, und

ſchließen mit der Vermählung des getrennt geweſenen Paares.

Dieſe Compoſitionen werden jedoch von einigen Kunſtkennern nicht als Raphaeliſche Entwürfe bezeichnet; ſie ſollen vielmehr dem niederländiſchen Hiſtorienmaler Coxcis ihr Daſein verdanken, einem jüngeren Zeitgenoſſen Raphaels, der denſelben fleißig ſtudirt hatte.

Nach Coxcis*) ſtach Auguſt von Venedig 32 Blätter aus der Fabel Amor und Pſyche. Außerdem dienten ſie auch als Muſter zu einer Reihe von Glasmalereien.

Uns zur plaſtiſchen Kunſt wendend, wollen wir zunächſt bemerken, daß mehrere in verſchiedenen Kunſtkabinetten befindliche Gemmen des Alterthums Scenen aus Apulejus' Romane aufweiſen.

Manche Gelehrte wollten hieraus ſchließen, daß jener Roman älter als ihr Verfaſſer ſei, und dieſer demnach den ganzen Stoff vorgefunden habe. Es iſt indeß nicht mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, daß jene geſchnittenen Steine nicht aus einer jüngeren, als der Apulejiſchen Zeit ſtammen.

Ebenſo wenig kann man das höhere Alter der Apulejiſchen Erzählung aus einer Marmorgruppe folgern, in welcher in der zarteſten, geiſtvollſten Erfindung und der vollendetſten Ausführung Eros und Pſyche, ſich zärtlich

*) Geſt. 95 Jahre alt im Jahre 1592.

umarmend, gemeißelt sind. Mit inniger Sehnsucht halten sie sich umschlungen und streben, sich in einem Kusse zu vereinigen.

Denn obgleich diese Gruppe eines unbekannten Künstlers muthmaßlich zur Zeit des bucolischen Dichters Theocrit*), also um 296 v. Chr., und nach Ansicht Einiger sogar schon im Zeitalter des Praxiteles, also 364 v. Chr. entstanden ist; so läßt dies doch nur voraussetzen, daß der Gedanke der Verbindung der Seele mit Eros, oder mit der Liebe, bereits einer früheren Epoche angehört, nicht aber zugleich, daß in jener Zeit der Gesammtstoff des besprochenen Romanes bekannt gewesen.

In dieser Gruppe wird, wie in vielen anderen Kunstwerken, Psyche als junges Mädchen mit Schmetterlingsflügeln dargestellt; häufig begegnen wir jedoch ihrer Vorstellung durch einen bloßen Schmetterling. So beispielsweise in einem Relief eines Capito-

*) Conze Dissertatio: De Psyches Imaginibus quibusdam, Berol. 1855, p. 11. Er stützt seine Behauptung auf den Nachweis, daß in der, den theocritischen Hirtengedichten vorausgegangenen, griechischen Literatur die Liebe und Freundschaft nicht durch den Kuß auf den Mund, sondern durch den auf die Hand, das Knie, den Kopf, die Schultern und die Augen gefeiert werden. Da nun, schließt er, nach Ansicht der Gelehrten, die bildende Kunst mit der Poesie Hand in Hand gehe, so dürfte der Bildhauer nicht einem Liebeszeichen Ausdruck gegeben haben, das nicht schon den Dichter als solches sanctionirt hatte.

liniſchen Sarkophags. Auf demſelben bemerkt man unter vielen anderen Figuren Prometheus ſitzend, neben ſich einen Korb mit Thon. Er hält ein ſoeben vollendetes Menſchenbild auf den Knieen, welchem die neben ihm ſtehende Minerva einen Schmetterling, die belebende Pſyche, aufs Haupt ſetzt.

Ebenſo wird Eros in ſeiner Knabengeſtalt abgebildet, einen Schmetterling mit einem Netze oder einer Leimruthe fangend, oder auf dem Rücken ſeiner Hand haltend.

Der Gedanke, daß die Liebe der Seele auch Qualen bereite, gab den Künſtlern Veranlaſſung, auch einen quälenden Eros zu bilden. So erblickt man ihn häufig mit einer brennenden Fackel bewaffnet, deren Flamme ein Schmetterling zufliegt, ſeine Flügel daran verſengend.

Zu dieſer Abbildung führte wol die Beobachtung, daß die Nachtfalter dem Lichte zufliegen und an ihm ſich verbrennen.

Der Grund aber, warum die Griechen die Schmetterlingsflügel und den Schmetterling als Symbol der Seele gewählt haben, iſt folgender:

Das griechiſche Wort „Pſyche“ bedeutet ebenſo wol Seele als Schmetterling. Da nun die Griechen bereits geglaubt haben, daß des Menſchen Seele ſich von dem ſterbenden menſchlichen Leibe trenne, um ſich zum Himmel emporzuſchwingen, ſo war es ganz natürlich,

Psyche, die Seele, bildlich zu bezeichnen durch Psyche, den Schmetterling, der sich aus Raupe und Puppe, also gleich jener aus einem todten Leibe, entfaltet, um ebenfalls nach der Höhe zu schweben.

Diese Darstellungsweise konnte sich jedoch bei den Griechen erst in der Zeit bilden, in welcher bei ihnen eine reinere Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele allgemeines Eigenthum der Geister geworden war, was wol erst längere Zeit nach Sokrates und Plato der Fall gewesen.

In einer früheren Epoche lebte bei den Hellenen der Glaube, daß die erkennbaren Schatten der Abgeschiedenen in den Hades gelangen. Darum bildeten sie zu jener Zeit die Seele nicht in der Gestalt eines zarten, mit Schmetterlingsflügeln geschmückten Mädchens oder eines bloßen Schmetterlings. Sie stellten sie vielmehr als eine kleine Figur dar, mitunter gerüstet und gekleidet, wie der Verstorbene im Leben war, oft auch mit Flügeln versehen, jedoch nicht mit Schmetterlingsflügeln. Die kleine Gestalt sollte bezeichnen, daß es nicht mehr der wirkliche, thatkräftige Mensch sei, sondern nur sein Schatten, und die Flügel charakterisirten die luftige Natur der Gestalt.*)

*) Vgl. Plut. „de sera numinis vindicta" Cap. 22 pag. 365 f.: wo Thespesius aus Soli erzählt, er habe die Seelen der Sterbenden in menschlicher Gestalt nur in verkleinertem Maaße gesehen. . . . „ἐκβαίνειν τύπον ἐχούσας ἀνθρωποειδῆ, τὸν δ' ὄγκον εὐτραλεῖς.',

Die so dargestellten Schattenbilder nannten aber die Griechen nicht Psyche, sondern schlechtweg „eidolon", Bild, Schattenbild.

Ueber Eros' oder Amors künstlerische Darstellung gibt uns die griechische Götterlehre folgende Auskunft:

„Eros", erzählt sie; „wuchs nach seiner Geburt „nicht. Seine darüber beunruhigte Mutter Aphro„dite frug die Themis, die damals noch das Orakel „zu Delphi hatte, um Rath. Diese gab ihr den „Aufschluß, Eros bedürfe, um zu wachsen, eines „Anteros, d. h. eines Gegeneros, mit dem er „Umgang pflege. Hierauf schenkte ihm Venus einen „Bruder, einen Anteros, und die Brüder liebten „sich gegenseitig und wuchsen, wurden aber nie groß, „behielten immer Knabengestalt." *)

Dieser Mythus will allerdings zunächst erklären, daß die Liebe, „Eros", nur gedeihen, wachsen könne, wenn sie „Anteros", Gegenliebe, findet; zugleich belehrt er uns aber, warum die Künstler den Liebesgott immer nur als Knaben abbilden. Freilich wird hier nur ein äußerer Grund dafür angegeben; die Sage selbst ist jedoch nur die durchsichtige Schale eines gediegenen Kerns, in ihr liegt ein tieferer Gedanke verborgen.

Die psychologischen Motive nämlich für die Knabengestalt des Eros sind augenscheinlich einerseits der Cha-

*) Vgl. Themistius Or. XXIV p. 367.

rakter der Schalkhaftigkeit und des knabenhaften Muthwillens, welchen die Liebe häufig annimmt, andererſeits aber das Streben des Menſchen den Gegenſtand ſeiner Liebe wie ein Kind zu hätſcheln, zu verwöhnen.

Hierzu kommt noch, daß die Liebe nicht die Frucht des kalt überlegenden Verſtandes, des mannbaren Denkens iſt, ſondern die Eingebung des warm empfindenden Herzens, des naiven, kindlichen Fühlens: „Sie kommt und ſie iſt da.“

Darum zeigen uns die Künſtler den Eros in Knabengeſtalt ſelbſt da, wo er mit Pſyche verbunden erſcheint; ſie überragt ihn allenthalben an Größe.

So ſtellte ihn auch in neuerer Zeit Canova in einer Marmorgruppe von Amor und Pſyche dar. Pſyche hält da einen Schmetterling mit zarten Fingern bei den Flügeln und ſetzt ihn in die offene Hand, welche der Knabe Amor ihr hinreicht.

Von demſelben Künſtler beſitzen wir indeß noch ein anderes trefflich ausgeführtes Kunſtwerk, das uns Amor und Pſyche in einer der intereſſanteſten Situationen vors Auge führt, die uns Apulejus in ſeinem Romane ſchildert.

Wir erblicken hier Pſychen auf einem Hügel liegend in dem Augenblicke, da ſie vom ſtygiſchen Schlafe umfangen worden. Amor, der herbei geſchwebt, beugt ſich voll Zärtlichkeit ſchützend über ſie; ſie hebt noch ſchlafend

ihr Haupt, und ihre zurückgeworfenen Arme ergreifen voll Innigkeit den sie erweckenden Geliebten, den sie für sich verloren glaubte. Auf dem Hügel erblickt man auch die offene Büchse.

In dieser Gruppe aber zeigt sich uns Amor nicht wie gewöhnlich, in knabenhaftem Wuchse, sondern in großer, prächtiger Jünglingsgestalt.

Diese Auffassung stimmt allerdings mit Apulejus' Erzählung nicht überein; denn in derselben wirft die gegen Amors Vermählung mit Psyche sich sträubende Venus unter Anderem ihrem Sohne vor, daß er noch Knabe sei und schon an die Wahl einer Gattin denken wolle. Canovas Darstellung harmonirt aber, wenn auch nicht mit dem Wortlaute, so doch mit dem Geiste des Romans und ihr dürften die Worte als Rechtfertigung dienen, welche Göthe in seinem Tasso*) der Gräfin Leonore in den Mund gelegt:

„Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
„Sich nicht wie sonst, als ein verwöhntes Kind;
„Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
„Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
„Und Stimme hat . . . . . ."

*) 1. Act, 1. Scene.

II.

Der Traum.

Die Entwickelung alles Seins beruht auf dem Gegenſatze, und ſo kommt auch das menſchliche Leben, körperlich wie geiſtig, nur durch Hilfe von Gegenſätzen zur gedeihlichen Entfaltung.

Aus den Gegenſätzen, welche das menſchliche Leben bedingen, heben wir hier nur Wachen und Schlafen heraus, ohne deren abwechſelndes Eintreten unſer Ich nicht zu ſeiner naturgemäßen Ausbildung gelangen könnte, ja ohne deren alternirendes Wirken unſere ſämmtlichen Kräfte allmählich verſiegen und gar raſch ihrem Auflöſungsprozeſſe entgegenſchreiten würden.

Wenn aber auch mit den Zuſtänden des Wachens und Schlafens die Begriffe von Thätigkeit und Ruhe unzertrennlich verbunden ſind, ſo wären wir doch in einem Irrthum befangen, wenn wir glaubten, die unſer Leben vermittelnden Organe ſeien während unſers Schlafes einer völligen Unthätigkeit anheimgegeben, trügen lediglich durch das Ausruhen von ihrer, während unſers Wachens verrichteten Arbeit zur Erhaltung und Kräftigung unſers Selbſtes bei.

Wird die Erde von den Armen des Winterſchlafes umfangen, ſo gewahrt allerdings das menſchliche Auge unmittelbar auf ihr nirgends Leben und Bewegung; aber dennoch arbeiten in ihrem Inneren die Kräfte der Natur ununterbrochen fort. Die Erde ernährt da mit ihren Säften die in ihrem Schoße wurzelnden Pflanzen, und bereitet ſie auf geheimnißvolle Weiſe für die Zeit vor, in welcher ſie buntgeſchmückt in die Welt der Erſcheinungen treten ſollen.

Ebenſo verhält es ſich mit dem Menſchen. Obgleich er im Schlafe als ein Bild der Ruhe erſcheint, weder einen Eindruck von der Außenwelt empfängt, noch eine Veränderung in ſie hineinträgt, ſind ſeine Kräfte dennoch nicht müßig.

Die Thätigkeit der Funktionen, die der Ernährung dienen, dauert in ihm fort, die ganze Maſchinerie des pflanzlichen Lebens, der Blutumlauf, das Athmen, die Verdauung, bleibt in Bewegung, und die Organe, welche bisher anderweitig zu ſehr beſchäftigt waren, um für die eigene Kräftigung ſorgen zu können, wie das Gehirn, die Nerven und die angeſtrengten Muskeln, holen nunmehr das Verſäumte nach.

Doch nicht nur phyſiſch, körperlich, ſondern auch pſychiſch, geiſtig, arbeitet der Menſch im Schlafe. Wir befreien da unſern Geiſt von den unbedeutenderen Eindrücken des wachen Lebens, während wir die bedeutenderen,

mächtigeren, ihm um so tiefer einprägen, und sammeln uns innerlich, indem wir in unser Selbst zurückgezogen leben.

Die Kräfte indessen, welche beim schlafenden Menschen, wenn auch nicht vollständig feiern, so doch in ihrer Thätigkeit die höchste Beschränkung erleiden, sind die der Empfindung und des Willens. Beide haben nämlich ihren Ursprung in dem Theile des menschlichen Körpers, den wir als die Werkstätte unserer Gedanken, als den eigentlichen, leiblichen Träger unserer Seele bezeichnen, im Gehirn. In demselben haben wir physisch die Quelle zu erblicken, aus welcher unser Empfinden und Wollen ihre Nahrung schöpfen, das Triebrad, das beide in Bewegung setzt. Das Gehirn ist aber zugleich das Organ, in welchem durch das zeitweilige Einstellen seiner Thätigkeit sich der Prozeß des Schlafens vollzieht, und von wo aus der Schlaf unsere Sinnesorgane in Fesseln schlägt.

Daß aber die Gehirnthätigkeit und folglich auch die von ihr abhängende Aeußerung des Willens und der Empfindung, im Schlafe nicht ganz aufhören, geht schon daraus hervor, daß wir uns selbst im tiefsten Schlafe unbewußt aus einer unbequemen Lage in eine bequeme bringen, daß ferner unsere Sinne einen starken Schall, einen außerordentlichen Lichtstrahl dunkel empfinden,

oder gar durch dieſelben zu neuer Thätigkeit angeregt, d. h. geweckt werden.

Einen andern Beweis dafür liefern jene Bilder, die uns in dunkler Nacht zu umgaukeln pflegen, jene Geſtalten, die uns dann unſere Phantaſie vorzaubert, jene wunderbare Welt, die ſich zuweilen aufbaut vor unſerm geiſtigen Auge, wenn unſer leibliches ſich zur ſüßen Ruhe geſchloſſen: die Bilder, die Geſtalten, die Welt des Traumes.

Es iſt wol Niemand in dieſer hohen Verſammlung, der jene Bilder und Geſtalten nicht ſchon wahrgenommen, Niemand, der nicht ſchon in jener Zauberwelt des Traumes geweilt und aus ihr Erinnerungen mitgebracht hätte ins wache Leben.

Zu dieſer Vorausſetzung berechtigt der Umſtand, daß ſelbſt Säuglinge*), wie dies ihre eigenthümlichen Mundbewegungen im Schlafe bekunden, von Traumbildern umſchwebt werden, wodurch der Traum ſo innig verwebt mit der menſchlichen Natur erſcheint, daß mit Beſtimmtheit behauptet werden darf, es gibt keinen Menſchen, der nie geträumt hätte.

---

*) Ariſtoteles behauptet dagegen in ſeiner Schrift: „Ueber die Träume" III. gegen Ende, daß Kinder nicht träumen, ... „οὐδὲ τοῖς παιδίοις γίνεται ἐνύπνιον" und ferner: *Ἤδη δέ τισι συμβέβηκεν ὥστε μηδὲν ἐνύπνιον ἑωρακέναι κατὰ τὸν βίον. Σπάνιον μὲν οὖν τὸ τοιοῦτόν ἐστι συμβαίνει δ' ὅμως.* Es kommt aber bei Manchen vor.

Freilich wird erzählt, Leſſing habe nie geträumt. Dieſe Erzählung iſt jedoch nur als Märchen zu betrachten, gedichtet, um zu zeigen, daß dieſer große Gedankenmeiſter mehr als Menſch war; im Grunde aber wäre er durch ein völliges, d. h. traumloſes Schlafen ſeines Geiſtes im Schlafen, gleichwie nach der Behauptung Dajas, Recha durch „das Schlafen ihres Geiſtes im Wachen weniger als Thier“ geweſen. Denn auch Thiere träumen, wie aus dem Wiederkäuen des Rindes, aus dem Ohrenſpitzen des Pferdes, aus den Fußbewegungen und dem leiſen Anſchlagen des Jagdhundes im Schlafe mit Recht geſchloſſen wird.

Da aber alle Menſchen träumen, ſo intereſſirt es natürlich auch Jedermann zu erfahren, woher die Träume kommen.

Ehe ich jedoch zu dem Verſuche ſchreite, dieſe Frage zu beantworten, geſtatten Sie mir, meine Hochverehrten, die Bemerkung, daß ich mir nur die Aufgabe ſtelle, den Traum im engſten Sinne des Wortes zu beleuchten. Ich ſchließe nämlich wegen des engen Zeitrahmens, in welchen ich meinen Vortrag ſpannen muß, die Abarten und krankhaften Auswüchſe des Traumes, wie das Sprechen im Schlafe, den Somnambulismus, die Viſionen,

---

daß ſie im ganzen Leben Nichts träumen; dies iſt allerdings ſelten, aber doch bisweilen der Fall.

von meiner Beſprechung aus. Meine Frage: „Woher kommen die Träume?“ gilt alſo nur den Traumerſcheinungen, welche den geſunden, im Schlafe ruhenden Menſchen bisweilen umflattern.

I.

Legen wir dieſe Frage den Phyſiologen vor, ſo erwidern ſie uns: „Traumerſcheinungen treten immer nur dann bei uns ein, wenn unſer Schlaf durch innere oder äußere Einflüſſe eine Störung erleidet“, ſo daß wir demnach im tiefen Schlafe niemals träumen.

Als innere Einflüſſe bezeichnen ſie das vegetative Leben, den Blutumlauf, das Athmen, die Verdauung. Sind dieſe nicht im normalen Zuſtande; iſt z. B. der Blutumlauf durch den Genuß von geiſtigen Getränken erhöht, die Verdauung durch eine ſchwere Speiſe geſtört, das Athmen durch eine unbequeme Lage behindert, ſo erzeugt dies in uns eine Unbehaglichkeit, durch welche unſere Gehirnthätigkeit angeregt wird. Dieſe Erregung aber theilt ſich dann auch unſeren Sinnesnerven derart mit, daß wir Sinneserſcheinungen haben, wie wir ſie im wachen Zuſtande wahrzunehmen gewöhnt ſind.

Dieſelbe Wirkung bringen auch äußere Urſachen hervor, z. B. ein Lichtſtrahl, der zu unſerm Auge, ein Schall, der zu unſerm Ohre dringt, der Stoß an einen harten Gegenſtand, in deſſen Folge wir einen Schmerz

empfinden, wenn der Strahl, der Schall, der Stoß nicht mächtig genug ſind, uns ganz und gar ins wache Leben zurück zu rufen.

So richtig aber dieſe Erklärung auch ſein mag, zeigt ſie uns dennoch nur den Schlüſſel, der uns die Traumwelt eröffnet, die Pforte, durch welche wir in dieſelbe einziehen, die Art und Weiſe, wie der Traum entſteht. Hiermit iſt aber unſere Wißbegierde noch keineswegs befriedigt; wir verlangen mindeſtens ebenſo ſehr, belehrt zu werden, wie die Traumwelt ſelbſt ſich aufbaut, woher ſie ſich das Material zu ihren Geſtaltungen verſchafft, aus welcher Quelle der Traum ſeinen Inhalt ſchöpft.

Um aber hierüber Aufſchluß zu erhalten, müſſen wir uns mit unſerer Frage, woher die Träume kommen, nicht an die Phyſiologen, ſondern an die Pſychologen wenden.

Da begegnen wir denn auf dem Gebiete der Pſychologie einem jetzt noch lebenden hervorragenden Denker*) — und zwar einem ſolchen, der nicht den modernen, ſogenannten materialiſtiſchen Standpunkt einnimmt, ſondern in ſeinem Herzen noch den guten alten Glauben an eine mit dem menſchlichen Leibe verbundene göttliche Seele trägt — welcher, der phyſiologiſchen Anſicht entgegen,

*) Folgende Lehre über den Traum trug, wie der Verfaſſer ſich von ſeiner Univerſitätszeit her erinnert, Herr Profeſſor Braniß in Breslau in ſeinem Collegium über Pſychologie vor.

die Lehre aufstellt, daß der schlafende Mensch immer träume.

Die Seele, meint er, spinne im Schlafe die Gedankenfäden fort, welche sie im wachen Zustande begonnen, oder reproducire früher Gesehenes, Gehörtes, Gedachtes ebenso wie im Wachen, mit dem Unterschiede nur, daß es im letzteren Zustande auf geregelte Weise, in ersterem aber regellos geschieht. Regellos, weil da der Phantasie freier Spielraum gegönnt ist, während ihr sonst die Denkkraft Zügel anlegt. Wenn jedoch der Mensch beim Erwachen häufig nicht nur seine Träume vergessen, sondern sich überhaupt nicht erinnert, geträumt zu haben, so trägt sein tiefer Schlaf die Schuld. Nur die Träume denkt er, welche im Augenblicke des allmählichen Erwachens — also zumeist in den Morgenstunden — den Heerd seiner Empfindungen umgaukelten. Und ob er da auch oft glaube, recht lange geträumt zu haben, und ob er sich da auch sage: „Ich habe eine ganze Begebenheit geträumt, zuerst kam das, dann das u. s. w. und schade, gerade bei diesem Punkte der Begebenheit erwachte ich"; so hat er dennoch alle diese Bilder auf ein Mal im Momente seines Erwachens geschaut, und er erwachte nicht gerade, wie er an diesen Punkt der Begebenheit gelangt war, sondern erinnert sich seines Traumes überhaupt nur, weil er erwacht ist.

Denn im Traume ſtehen, nach der Behauptung jenes Denkers, alle Bilder zugleich vor unſerm geiſtigen Auge, wie etwa in einem Magazine alle Verkaufsgegenſtände zu gleicher Zeit vor unſerm körperlichen Auge ausgebreitet liegen, und wir ordnen jene Bilder erſt wachend der Reihenfolge nach, weil wir im wachen Leben eine Begebenheit nur in einer beſtimmten Reihenfolge wahrzunehmen gewöhnt ſind.

Dieſer Theorie des Traumes können wir freilich ſchon aus dem Grunde nicht ganz beipflichten, weil wir derſelben zufolge doch an jedem Morgen mit der Erinnerung an den Traum aufwachen müßten, der uns unmittelbar vorher umſchwebte. Empfehlenswerth ſcheint indeſſen die Hypotheſe, daß die Traumbilder alle zu gleicher Zeit im Augenblicke des Erwachens unſerm Geiſte vorſchweben. Anerkannt iſt es wenigſtens, daß ſie mit Blitzesſchnelle an uns vorüberziehen, ſo daß ein Traum mit noch ſo vieler Abwechſelung nur ſehr kurze Zeit währt, wie lange er uns auch vorkommen mag. Dafür legen Viele Zeugniß ab, die durch einen nahen Piſtolenſchuß aus ihrem Schlafe geweckt worden. Im Augenblicke des Erwachens durchlebten ſie eine ganze Begebenheit, ſtellten ſich ihrem inneren Auge die mannichfaltigſten Scenen einer großen Schlacht dar, die mit dem Schuſſe endigten.*)

*) A. Bernſtein, Aus d. Reiche d. Naturw. Bd. 9. S. 19.

Außerdem läßt es sich durchaus nicht leugnen, daß unsere Seele im Schlafe häufig das reproducire, was sie am Tage vorher oder auch in früheren Tagen gesehen, gehört oder gedacht, und namentlich woran sie ihre Thätigkeit anhaltend geübt hat.

Solche Reproductionen sind dem Nachklange berührter Saiten oder einer verklungenen Melodie zu vergleichen. Rührt auch unsere Hand nicht mehr das Saitenspiel, so hallen die Töne, die wir ihm entlockt, dennoch summend nach, oder die vernommene Melodie schwebt noch unserm Ohre vor, wenn sich auch bereits die Tonwellen beruhigt haben.

Vorzüglich aber wird von unserer Seele im Schlafe das reproducirt, was im Wachen weniger unsere Vernunft, als unsere Phantasie lange Zeit beschäftigt hat. Die fesselose Einbildungskraft ergreift dann zuweilen ihren Zauberpinsel und malt das, was sie am Tage, vom vernünftigen Denken gezähmt, nur als schwache Schattenrisse entworfen, in der Nacht mit bunten Tinten zu vollen Traumbildern aus.

So behauptet auch ein gegen das Ende des 2. Jahrhunderts lebender Gelehrte des Morgenlandes:*) „Der Traum zeigt dem Menschen nur seine eigenen Gedanken.“ Diese Behauptung stützt er merkwürdiger Weise auf die

*) Thalmud Tract. Berachoth 55b.

Worte, welche einſt der Prophet Daniel an Babylons König, Nebukadnezar, gerichtet, ihm jenen berühmten Traum erzählend und deutend, den der gewaltige Eroberer geträumt und vergeſſen hatte.

Dieſe Worte lauten:

„Dein Traum und was dein Geiſt geſchaut, kam „daher. Dich, o König, beſchäftigten deine Ge„danken auf deinem Lager, was denn wol nach „dieſem, d. h. in ſpäterer Zeit, ſein werde, und „der Offenbarer der Geheimniſſe hat dich wiſſen „laſſen, was da ſein wird. Mir aber . . . . . „iſt das Geheimniß geoffenbaret worden, daß ich „den König die Deutung wiſſen laſſe, und du deines „Herzens Gedanken erführeſt.“

Aus den Schlußworten „und du deines Herzens Gedanken erführeſt“, folgert nun jener Gelehrte, der König habe durch ſeinen Traum nur die Gedanken ſeines Herzens erfahren.

Betrachten Sie indeß, meine Hochverehrten, dieſe Folgerung nicht als eine ſophiſtiſche, nur auf Wortklauberei beruhende; jener Gelehrte benützte den Buchſtaben der heiligen Schrift ſicherlich nur, um nachzuweiſen, daß ſeine Erklärung nicht im Widerſpruche mit der Bibel ſtehe. Zu dieſer Erklärung ſelbſt aber beſtimmten ihn pſychologiſche Gründe. Denn die aus Körpertheilen von verſchiedenen edlen und unedlen Metallen zuſammengeſetzte

Traumgestalt Nebukadnezars, von welcher ein Fuß aus Thon gebildet war, den ein dahinrollender Stein zerschmetterte, so, daß der ganze Koloß zusammenbrach, sollte ja — von einzelnen Zügen abgesehen — nur verschiedene aufeinander folgende Reiche andeuten, von denen immer das eine das ihm vorangehende zerstören würde bis auch das letzte in Trümmer fiele.

Und konnte sich der kriegerische König, der selbst so viele Throne gestürzt, so viele Völker unterjocht hatte, seine eigene Frage, „was wird nach diesem sein", anders beantworten? Mußte er nicht, den Lauf der Geschichte in seinem Geiste erwägend, dem Gedanken Raum geben, daß alle irdische Herrschaft auf schwachen Füßen ruhe, die nur eines geringen äußeren Anstoßes bedürfen, um zerschmettert zu werden?

Uebrigens rechtfertigen auch die bekannten Träume Jakobs und Josephs den Satz: „Der Traum zeigt dem Menschen nur seine eigenen Gedanken." Denn die Jakobsleiter ist augenscheinlich nur der bildliche Ausdruck dessen, was des Patriarchen Geist bewegte, als er sich bei einbrechender Nacht in wilder einsamer Gegend fand. Die Angst, die ihn hier unwillkürlich beschleichen mußte, konnte nur durch den Gedanken verscheucht werden, daß die Erde mit dem Himmel, wie durch eine Leiter verbunden sei, auf deren Sprossen die schützenden Engel auf-

und niederſteigen, oder mit anderen Worten, daß eine göttliche Vorſehung über dem Menſchen wache und walte.

Joſephs Träume aber von ſeiner künftigen Macht und Herrſchergröße bezeichnet die Bibel ſelbſt als Spiegelbilder ſeiner eigenen Gedanken durch die Worte: „Er erzählte den Traum ſeinem Vater, da gab ihm ſein Vater einen Verweis und ſprach: Sollen wir wol kommen ..... uns vor dir zu bücken?“ Weshalb aber einen Verweis für einen nächtlichen Traum, wenn ihn Jakob ſelbſt nicht als ſymboliſche Darſtellung der Tagesträumerei oder der Jugendträume des von ihm ſtets bevorzugten Joſeph betrachtet hätte?

Den eclatanteſten Beweis für die Richtigkeit der Behauptung jenes orientaliſchen Gelehrten liefert uns jedoch die Mittheilung von einem Traume des um 250 n. Chr. lebenden Perſerkönigs Sapor I.

Sapor, ſo wird erzählt,*) ſprach einſt zu einem an ſeinem Hofe verkehrenden Weiſen: „Man hat mir deine Weisheit ſo ſehr gerühmt, thue mir denn kund, was ich in der kommenden Nacht träumen werde?“ — „Du wirſt dich im Traume,“ erwiderte ihm der Weiſe, „als den Gefangenen der Römer erblicken, auf einer goldenen Handmühle Dattelkörner mahlend.“ Dieſer Gedanke, oder beſſer: dieſes Bild beſchäftigte den König den Tag über

*) Thalmud a. a. O. 56 a.

ſo ſehr, daß es ihn in der That auch im Traume umflatterte.

Doch nicht nur das, womit ſich unſer Geiſt am Tage anhaltend beſchäftigt, ſondern auch das, was in unſerm Herzen verborgen ruht, bildet den Stoff, aus welchem der Traum ſeine Geſtalten formt. Denn die Träume wurzeln in unſerm Ich, entfalten ſich aus demjenigen, was, wenn auch nur als ſchlummender Keim, in uns ſelber liegt, ſo daß ſich das nicht zum Traume geſtalten kann, was nicht in unſerm geiſtigen Weſen einen Boden gefunden.*)

Wir hegen bisweilen Wünſche, Hoffnungen, Befürchtungen, Gefühle des Haſſes, des Neides und Mißtrauens, die wir ſelbſt nicht auszuſprechen, ja uns nicht einmal klar zu machen wagen. Während des hellen geſchäftigen Tages ruhen ſie in den Winkeln unſers Herzens, wie in Gräbern, die ſie in der Dunkelheit und Stille der Nacht verlaſſen, um uns als Schattengeſtalten, als flüchtige Traumerſcheinungen zu umflattern.

Aus dieſem Grunde dürfen wir den Traum nicht ſelten als Spiegel für das innere Weſen des Menſchen, als Verräther der Geheimniſſe ſeines Herzens betrachten und von ihm, wie Schiller vom Weine behaupten: „Er erfindet nichts, er ſchwatzt nur aus.“

*) Darum behauptet auch ein morgenländiſcher Weiſe mit Recht, dem Menſchen erſcheine im Traume weder ein goldener Baum, noch ein Elephant, der durch ein Nadelöhr geht. Thalm. a. a. O. 55 b.

Träumten wir beiſpielsweiſe, wir hätten uns in irgend einer Verlegenheit an einen Freund mit der Bitte um Beiſtand gewandt, wären aber von ihm ſchnöde zurückgewieſen worden, ſo wäre dies allerdings nicht ein Beweis, daß er einer ſolchen Treuloſigkeit fähig wäre, aber doch, daß, vielleicht in einer geheimen Falte unſers Herzens, Mißtrauen gegen ſeine Freundſchaft, gegen die Opferwilligkeit derſelben, wohnt, kurz, daß wir ihn einer ſolchen Treuloſigkeit für fähig halten. Erzählte uns ferner Jemand, er hätte ſich im Traume als Beſitzer eines theueren Gutes erblickt, ſo dürften wir daraus ſchließen, daß er es zu erlangen trachte, oder uns mindeſtens den Beſitz deſſelben neide.

Das mochte wol auch das Motiv ſein, das einſt einen morgenländiſchen Tyrannen verleitete, ſeinen treueſten Diener hinrichten zu laſſen, als dieſer ihm mittheilte, daß er ſich im Traume auf des Sultans Throne ſah. Oder ſollte jener Herrſcher durch dieſe echt orientaliſche Grauſamkeit vielleicht der von ihm gefürchteten Erfüllung des Traumes haben vorbeugen wollen? — Leicht möglich! denn der Glaube an ſogenannte divinatoriſche Träume wurzelte zu allen Zeiten und bei allen Völkern gar tief ſelbſt in den gebildetſten Schichten der Geſellſchaft, ja findet noch heut zu Tage gar viele warme Anhänger.

II.

Divinatorische [abgeleitet von dem lateinischen Worte divinus, göttlich] d. h. göttliche oder wahrsagende Träume nennt man bekanntlich solche, die dem Schlafenden ein ihm noch unbekanntes Ereigniß der Gegenwart oder der Zukunft enthüllen. Derartige Träume bezeichnet man entweder als einfache oder als symbolische. Einfach sind sie, wenn die Traumerscheinungen gleichsam als die reflectirten Bilder der Wirklichkeit uns umschweben, das sich Zutragende in seiner nackten Gestalt vor unsere Seele führend; symbolisch aber, wenn sie die Begebenheit in fremder Gewandung, in dunkler räthselhafter Weise in Scene treten lassen, wenn nicht redende Personen darin erscheinen, sondern der Gegenstand der Offenbarung in einem Gesichte, einer bildlichen Anschauung dargestellt wird.

Im letzteren Falle bedürfen sie der Deutung oder Auslegung.

Um Ihnen ein Beispiel der ersten Art vorzulegen, erlauben Sie mir, Sie an jenen Traum zu erinnern, der im Alterthum nicht geringes Aufsehen erregt haben soll, und von dem uns Cicero in seiner Schrift „Ueber die Weissagung" *) Mittheilung macht.

Zwei Arkadier, erzählt er bekanntlich, kamen auf einer

*) De divinatione I, 27.

gemeinſchaftlichen Reiſe nach Megara. Der Eine kehrte bei einem Gaſtfreunde, der andere bei einem Gaſtwirthe ein. Nach eingenommener Mahlzeit hatte ſich der Erſtere zur Ruhe begeben. Ungefähr um die Mitternachtſtunde wurde er jedoch durch einen Traum aus ſeinem Schlafe geweckt. Es erſchien ihm nämlich ſein Freund, ihn um Hilfe bittend, da der Gaſthausbeſitzer ihn ermorden wolle. Im erſten Augenblicke wollte er raſch des Freundes Bitte erfüllen; bald aber ſagte er ſich: „Es iſt ja doch nur ein Traum“ und entſchlief wieder. Doch jetzt trat abermals ſein Freund im Traume zu ihm, machte ihm Vorwürfe, daß er es verabſäumt habe, ſeinen Mord zu verhüten, und bat ihn, denſelben wenigſtens zu rächen, mit dem Zuſatze, ſein Leichnam werde auf einem mit Dünger beladenen Wagen bei Thoreseröffnung zur Stadt hinausgefahren werden. Durch dieſen Traum bewogen, fand ſich der Arkadier bei Tagesanbruch am Thore ein, erblickte den bezeichneten Wagen, durchſuchte ihn und fand in der That den ermordeten Freund.

Für die zweite Gattung führe ich als Beiſpiel jenen Traum des Perſerkönigs Cyrus an, in welchem er die Sonne zu ſeinen Füßen erblickt, und drei Male vergebens nach ihr gegriffen haben ſoll, weil ſie immer davon rollte. Dieſen Traum ſollen die Ausleger dahin gedeutet haben, daß er drei Male zehn Jahre regieren werde.

Die Wissenschaft indeß, die alles Mysteriöse, alles Dunkle mit skeptischen Augen ansieht, betrachtet die divinatorischen Träume als Utopien und den Glauben an sie als einen höchst schädlichen Aberglauben.

Woher sollte auch das Divinatorische des Traumes kommen? sollte uns durch ihn eine höhere Macht Warnungen oder Rathschläge ertheilen wollen? Wie unsicher wäre dann das Mittel, das sie hierzu wählte, da ja so viele Menschen „Träume" nur für „Schäume" halten, und bei solchen der beabsichtigte Zweck ganz verfehlt würde. Schlimmer verhielte es sich noch, wenn der warnende oder rathende Traum ein symbolischer wäre; denn hier kommt es ja nicht nur auf die Gläubigkeit des Träumenden, sondern zugleich auch auf die richtige Deutung an. Würde sie nicht gefunden, so wäre ja der ganze Traum nutzlos und somit das Ziel durchaus nicht erreicht, das sich jene höhere Macht gesteckt hätte.*)

Befremden müßte es außerdem, daß man nie durch divinatorische Träume wissenschaftliche Probleme gelöst, gemeinnützige Erfindungen gemacht, oder Welttheile entdeckt hat.**) Haben Träume die Kraft Geheimnisse zu enthüllen, warum sollten sie nur Ereignisse des alltäglichen Lebens dem Geiste vorführen, warum nicht auch den Menschen zu Entdeckungen leiten, zu denen er bisher

*) Vgl. Cic. a. a. O. II, 60.

**) Vgl. A. Bernstein a. a. O. S. 14.

nur auf dem mühsamen Wege gründlicher Forschung gelangt ist?

Wenn uns jedoch die Geschichte viele merkwürdige Träume aufbewahrt hat, so sind dieselben entweder nach den eingetretenen Ereignissen von phantasiereichen Köpfen erdichtet worden, oder sie verdankten ihren Ursprung gewissen Hoffnungen oder Befürchtungen, die in der Brust des Träumenden, vielleicht ihm selbst unbewußt, schlummerten.

Wie sehr sich aber auch unsere Vernunft gegen den Glauben an divinatorische Träume sträubt, so haben ihn doch zu allen Zeiten und in allen Nationen erleuchtete Geister getheilt. Ja die hervorragendsten Philosophen des klassischen Alterthums, Plato*) und Aristoteles, bezweifelten durchaus nicht die Divinationskraft der Träume. Plato stellt sogar die Behauptung auf, daß die Traumbilder, welche den Menschen nach einem mäßigen Genusse gesunder Nahrung umschweben, immer die Wahrheit verkünden.**)

Im klassischen Alterthum steht überhaupt der divinatorische Traum in gleichem Ansehen mit dem Orakel und anderen Wahrsagemitteln und im engsten Zusammenhange mit der Religion und Poesie, mit der Philosophie und

*) Vgl. Kriton pag. 44. Cic. a. a. O. I, 25. Plutarch: vita Dionis c. 22.

**) Politeia 9, 571. Vgl. Cic. a. a. O. I, 29.

Geschichte, ja mit dem ganzen öffentlichen und privatlichen Leben des Volkes.

In der durch eine naive, kindliche Anschauungs- und Darstellungsweise charakterisirten homerischen Epoche, in welcher dem allgemeinen Glauben zufolge, die Götter mit dem Menschen unmittelbar verkehrten, hielt man einen Traum für eine directe wirkliche Offenbarung der obersten Gottheit.

Der Grieche hatte sich damals noch keinen besonderen Traumgott gebildet; diesen gestaltete er sich erst in einer späteren Zeit, in welcher man in einem Tempel des Aesculap neben der Bildsäule des Schlafes, die des Traumes aufstellte.*) In der älteren Zeit sandte Zeus oder eine andere Gottheit dem Schlafenden die Träume, in den Scheinkörper irgend einer lebenden oder verstorbenen Person gehüllt.**)

Bisweilen erscheint auch ein Gott selbst in eigner oder menschlicher Gestalt an der Lagerstätte, um dem darauf Ruhenden das mitzutheilen, was er erfahren soll.***) Doch werden die Mittheilungen immer in klaren, nackten Worten d. h. ohne symbolische Verhüllung gemacht.

Es sind jedoch nicht stets wahre Träume, welche die olympische Gottheit als Boten den Sterblichen sendet; es

*) Paus. II, 10.
**) Jlias. I, 63. Odyss. IV, 796. Jl. XXIII, 65.
***) Od. VI, 20.

ſind vielmehr auch häufig falſche, die den Schlafenden unter Vorſpiegelung eines günſtigen Erfolges zu irgend einer Handlung veranlaſſen ſollen.*)

Falſche wie wahre Träume werden von Homer auch als Kinder des Schattenreiches bezeichnet, die durch zwei verſchiedene, am Eingange der Unterwelt befindliche Pforten zu den Sterblichen ziehen. Die Pforte, durch welche die täuſchenden kommen, iſt aus Elfenbein, die andere, durch welche die wahren heraustreten, aus Horn gebaut.**)

Wie bekannt, verdankt dieſe ſonderbare Vorſtellung wahrſcheinlich dem Umſtande ihren Urſprung, daß das Elfenbein undurchſichtig, das Horn aber durchſichtig iſt, oder beruht lediglich auf einem Wortſpiele, weil im Griechiſchen Elfenbein „elephas“ mit dem Worte „täuſchen“ „elephairestai“ und Horn „keras“ mit dem Worte „verwirklichen“ „kerainein,“ gleichen Klang hat.

Nachhomeriſche Dichter der Hellenen nennen die Träume Kinder der Nacht und Brüder des Schlafes und des Todes, oder auch Kinder der Erde, ſie als Genien mit ſchwarzen Fittigen ſchildernd. Ovid***) gibt die Zahl dieſer Kinder auf Tauſend an, die im Palaſte ihres Vaters, des Schlafes, im Lande der Kimmerier

*) Il. II, Anf.
**) Od. XIX, 562 ff.
***) Metam. XI, 633 ff.

um denſelben herumgelagert ſind; doch nur drei von ihnen bezeichnet er mit Namen. Dies ſind: Morpheus, der die Menſchen, Icelos oder Phobetor, der die Thiere und Vögel, und Phantaſus der die lebloſen Gegenſtände im Traume nachbildet. Morpheus wird von einem griechiſchen Schriftſteller als luſtige Geſtalt geſchildert, gekleidet in ein ſchwarzes Gewand, über welches ein kurzes weißes niederfällt, und in der Hand ein Horn tragend, ein Symbol der auszuſchüttenden Träume.

Im ſpäteren Alterthum, als die kindliche Anſchauung durch die Sonnenſtrahlen des männlichen Denkens geſchmolzen war und ein philoſophiſcher Geiſt ſich der Griechen bemächtigt hatte, der ſie nach der Frucht vom Baume der Erkenntniß lüſtern machte, ſuchte man den divinatoriſchen Charakter des Traumes durch philoſophiſche Gründe zu motiviren.

Die Bande der Leiblichkeit, welche die Seele umfangen, behauptete man da, ſeien im Schlafe weit gelockerter; die Seele werde da nicht durch die Bedürfniſſe des Körpers zur Erde niedergezogen, und eben ſo wenig vom Geräuſche des geſchäftigen Tages an ihrer inneren Sammlung behindert. Hierdurch aber ſchärfe ſich die Sehkraft der Seele, habe ſie ſelbſt für das Göttliche eine größere Empfänglichkeit und ſei um ſo befähigter das Geheimnißvolle zu erſpähen.*)

*) Vgl. Aristot. de divin. per somnum I. u. II.

Von beſonderer Bedeutung erſchienen den Griechen im höheren, wie im ſpäteren Alterthume, und ebenſo noch anderen Völkern des Morgen- und Abendlandes, die Träume, welche den Schlafenden gegen Morgen umgaukelten.*) Gegen Morgen hat nämlich der Körper bereits die nothwendige Erholung und Kräftigung im Schlafe gefunden, das Band, welches die Seele an die Außenwelt knüpft, wird, ſo zu ſagen, allmählich ſtrammer, die Thätigkeit der Sinne kehrt nach und nach zurück, ſo daß die Träume von einem helleren Bewußtſein begleitet werden. Außerdem aber ſind die Eindrücke des früheren Tages bereits mehr abgeſchwächt, ſo daß die Träume nicht mehr als Spiegelungen der Tagesbilder und Tagesgedanken betrachtet werden können. Hierzu kommt noch, daß die Seele des Morgens am reinſten und klarſten iſt und ſomit auch am empfänglichſten für neue, ungewöhnliche Aufſchlüſſe, für divinatoriſche Enthüllungen.

Welche Wichtigkeit das ſpätere Alterthum den Träumen beilegte, lehren zur Genüge die ſogenannten Incubationen. Griechen und Römer begaben ſich nämlich in gewiſſe Tempel, um darin durch Träume die untrüglichen Offenbarungen der Gottheit zu vernehmen. In ähnlicher Weiſe legte ſich, einer geſchichtlichen Notiz zufolge, ein Volk in Afrika auf die Gräber der Väter, um im Schlafe

*) Od. IV, 841.

zuverläſſige Ausſprüche oder Rathſchläge der Vorfahren zu erhalten.

In jene Tempel wurden auch Kranke gebracht, denen die Götter im Traume unfehlbare Mittel verkündeten, welche ſie von ihren Uebeln befreiten.

Zu ſolchen göttlichen Träumen bedurfte es jedoch der Vorbereitung durch Faſten, Beten, Genuß von Feigen und Opferung eines Widders, auf deſſen abgezogenem Felle der den Traum Erwartende, in unmittelbarer Nähe der Götterbilder, liegen mußte.

Von den verſchiedenen Tempeln, welche zu ſolchen Incubationen dienten, hebe ich hier nur den des Amphiaraus hervor. Er befand ſich nicht weit von Oropos, einer Grenzſtadt zwiſchen Attica und Böotien, und durfte nur von den Thebanern nicht benützt werden. Den Bewohnern Thebens ſoll nämlich Amphiaraus die Wahl geſtellt haben, ihn entweder als Wahrſager oder als Bundesgenoſſen anzunehmen. Sie entſchieden ſich für das letztere und konnten daher in ſeinem Tempel keine wahrſagenden Träume erwarten.*)

Derjenige, welcher von den Göttern ein Traumorakel verlangte, hatte indeß nicht nöthig, ſich ſelbſt in dem Tempel einzufinden; er konnte auch einen Stellvertreter dahin ſenden.

---

*) Herod. VIII, 134.

So erzählt Plutarch,*) Mardonius habe vor der Schlacht bei Platäa einen Lydier in den Tempel des Amphiaraus gesandt, um den Erfolg seines Kriegeszugs zu erfahren. Diesem Abgesandten nun sei es im Traume vorgekommen, als ob der Priester des Tempels ihn aus demselben wiese, und als er sich weigerte, diesem Befehle Folge zu leisten, habe ihm der Priester einen Stein an die Stirn geworfen, in Folge dessen er gestorben wäre. Mardonius wurde dann in der That im Schlachtgewühle von dem Spartaner Arimnestos durch einen Steinwurf am Kopfe verwundet, sank vom Pferde und verlor im Getümmel das Leben.

Einen anderen Beweis für die Bedeutung, welche das Alterthum, namentlich die Römer, dem Traume vindicirten, liefert die Anordnung, daß die Träume, welche der Fürst oder viele Bürger zugleich über Staatsangelegenheiten hatten, am Morgen durch den Präco d. i. den öffentlichen Ausrufer, zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden mußte.

Die symbolischen Träume wurden bei den Griechen von Sehern ausgelegt, denen die Gottheit die Deutung der ihnen vorgelegten Träume wiederum im Traume offenbarte, oder auch von willkürlichen Traumdeutern. Gewisse Volksstämme genossen wegen ihrer hervorragenden Traumdeuterkunst eines besonderen Rufes.

*) Aristides XIX.

Bei den Römern befaßten ſich die öffentlichen Weisſager, Haruspicen, und Leute von niederer Bildung oder alte Weiber mit der Auslegung von Träumen. In Rom lebten auch jüdiſche Traumdeuter, die ſich eines beſonderen Vertrauens zu erfreuen gehabt zu haben ſcheinen, ſo daß ſich dort die vornehme Damenwelt von bettelnden Frauen dieſes Völkerſtammes gern die Träume deuten ließ.*)

Sehr einträglich dürfte übrigens dieſe Beſchäftigung weder bei Griechen noch bei Römern geweſen ſein; denn Plutarch berichtet im Namen des Demetrius Phalereus, es habe ſich im Orte Jaccheum Lyſimachus, ein Tochterſohn des großen Ariſtides, wegen allzugroßer Dürftigkeit ſein Leben damit gefriſtet, daß er aus einer traumdeuteriſchen Tafel**) — wahrſcheinlich gleich unſeren Traumbüchern — den Leuten die Träume ausgelegt, und fügt hinzu, daß Demetrius der Mutter, alſo der Tochter des Ariſtides, und der Schweſter dieſes Lyſimachus eine Unterſtützung von täglich 2 Obolen, ungefähr 8—9 kr., aus der Staatskaſſe — gewiſſermaßen als Nationalbank — ausgewirkt habe. Ebenſo berichtet Juvenal in ſeiner 6. Satyre, daß die jüdiſchen Traumdeuter für weniges Geld ihre Kunſt geübt haben.***)

*) Juv. Sat. VI, 542 ff.

**) Aristid. XXVII. . . *ἐκ πινακίου τινὸς ὀνειροκριτικοῦ.*

***) . . . . . aere minuto
Qualiacumque voles Judaei somnia vendunt.

Die Traumdeuter verfuhren wahrscheinlich nach bestimmten Regeln, wenigstens in den meisten Fällen. Dies geht aus des Artemidoros fünf Büchern über Traumdeutung hervor, die er im 2. Jahrhundert n. Chr. veröffentlicht hat.

Cicero theilt uns indeß unter anderen folgende interessante Proben griechischer willkürlicher Traumdeutung mit, die ein Streiflicht werfen sowol auf die damalige Traumdeutekunst, wie auf den Scharfsinn der Ausleger.

Er erzählt:

Jemand*) erblickte im Traume ein am Gurte seines Bettes hängendes Ei. Der befragte Traumdeuter betrachtete dies als Anzeichen, daß unter dem Bette ein Schatz vergraben liege. Der Schatzgräber fand in der That an der bezeichneten Stelle etwas Gold und Silber, und sandte Einiges von dem letzteren dem Traumdeuter als Zeichen seiner Dankbarkeit. Hierauf aber ließ der Empfänger dem Spender sagen: „Und von dem Dotter erhalte ich nichts?“ Dieses, das Dotter, hatte ihm nämlich das Gold anzuzeigen geschienen, und das Weiße des Eies das Silber.

Einem**) Wettläufer, welcher beabsichtigte, sich an den olympischen Spielen zu betheiligen, träumte, er fahre auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen. Des Mor-

*) De divin II, 65.

**) Daf. II, 70.

gens erzählt er dies einem Traumdeuter, der ihm erklärt: „das prophezeiet dir den Sieg; denn die vier Pferde zeigen deine besondere Kraft und Geschwindigkeit an.“ Darauf frug er aber Antiphon, einen besonders berühmten athenienſiſchen Ausleger, und dieſer erwiderte ihm: „Du wirſt unterliegen; das geht daraus hervor, daß vier vor dir herliefen.“

Als Erfinder der Traumdeutekunſt wird von Plinius *) Amphiktion, ein Sohn des Deukalion, genannt, während Juſtinian**) ſie dem bibliſchen Joſeph zuſchreibt, den er, beiläufig bemerkt, als den Vater des Moſes bezeichnet.

Hatte ein Grieche einen Traum, der ihn beunruhigte, oder deſſen Deutung ihm ſowol Glück als Unglück verkünden konnte, ſo erzählte er ihn dem Aether, der Sonne, dem Apollo, oder auch ſeinen Hausgöttern. Außerdem brachte er den Gottheiten Sühnopfer dar, nachdem er zuvor erſt die Hände mit See- oder Flußwaſſer gereinigt oder „ſchönfließendes Quellwaſſer mit den Händen berührt“***) hatte, um dadurch die böſe Bedeutung des Traumes zu vernichten, oder wie Ari-

*) Nat. hist. VII, 57, 8.

**) Justin. 36, 2, 8.

***) Atossa in Aeschylos Persae 186: . . . καὶ χερσὶν καλλρόου ὕφανσα πηγῆς . . . . . .

ſtophanes in ſeinen „Fröſchen“ ironiſch bemerkt, „den göttlichen Traum abzuſpülen.“ *)

Bei der Darbringung des Opfers wurden Gebete verrichtet. So läßt Sophokles in ſeiner Elektra die Klytämneſtra zu Phöbos, dem Horte des Hauſes, unter Anderem flehen:

„Der doppelſinn'gen Träume Scheingebilde,
„Die ich, Lykeierfürſt in dieſer Nacht
„Geſchaut, erfülle ſie, ſind ſie mir hold.
„Wenn feindlich — kehr' ſie meinen Feinden zu.“ **)

„Ein ähnliches aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. ſtammendes Gebet wird auch den Juden für beängſtigende, unbeſtimmte Träume angerathen;***) charakteriſtiſch iſt jedoch die Verſchiedenheit des Schluſſes in beiden Gebeten. Während nämlich der Grieche zu ſeinen Göttern flehte, das etwa verkündete Leid auf die Feinde zurückfallen zu laſſen, ſoll der Jude am Ende nur um Heilung oder Befreiung von demſelben beten. Beides aber verhält ſich zu der Religion der erwähnten Völker, wie die Frucht zum Baume. Die olympiſchen, mit menſchlichen

---

*) *Βατράχοι* 1340: *ὡς ἂν θεῖον ὄνειρον ἀποκλύσω.*

**) Elektra 637 — 640.

ἃ γὰρ προσῆδον νυκτὶ τῇδε φάσματα
δισσῶν ὀνείρων, ταῦτά μοι, Λύκειε ἄναξ,
εἰ μὲν πέφηνεν ἐσθλά, δὸς τελεσφόρα.
εἰ δ' ἐχθρά, τοῖς ἐχθροῖσιν ἔμπαλιν μίθες.

***) Thalm. Ber. 55b.

Begierden und Leidenſchaften ausgerüſteten Götter legten ihren Bekennern die Rache als eine heilige Pflicht ans Herz; der rein geiſtige Gott aber, den Moſes lehrt, gebietet, den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben, und weder Rache zu üben, noch überhaupt einen Groll im Herzen zu bewahren.*)

Der ausführlichen Behandlung der griechiſchen Anſchauung über den Traum haben wir nur hinzuzufügen, daß wir einer gleichen oder ähnlichen Auffaſſung desſelben bei faſt allen Völkern der alten Welt, den Aegyptern, Babyloniern, Perſern, Indern, ja ſelbſt bei den Juden begegnen.

Denn wie ſehr auch das Judenthum dem Heidenthum entgegengeſetzt war, welch mächtiger Contraſt auch in religiöſer und ſittlicher Beziehung zwiſchen dem Monotheismus und dem Polytheismus herrſchte, ſo hatten doch die Juden mit den anderen Völkern des Alterthums mannichfache Berührungspunkte, ſo iſt doch nach vielen Seiten hin eine, in ihrem Grundweſen freilich divergirende, in ihrer äußeren Geſtaltung jedoch übereinſtimmende Anſchauungsweiſe unverkennbar. Denn wie die Kinder eines und desſelben Elternpaares, trotz aller etwaigen körperlichen Verſchiedenheit, doch durch einen gewiſſen Familienzug als Zweige eines Stammes

*) 3. Buch Moſes 19, 18.

gekennzeichnet werden, ſo tragen auch die Culturvölker einer und derſelben Geſchichtsepoche in vielfacher Beziehung den Stempel ihrer gemeinſamen Mutter, der Zeit, an ſich, in welcher ſie leben, weil die Fluctuationen des Geiſtes ſich durch keine Schranke hemmen laſſen, und die Nationen demnach dem Geſetze eines gewiſſen geiſtigen Contagiums unterworfen ſind.

Im höheren jüdiſchen Alterthum galt der Traum als ein, allerdings untergeordnetes Medium der göttlichen Offenbarung.*) Gott ſelbſt oder ein Engel erſchien dem Schlafenden im Traume, um ihm die Zukunft zu enthüllen, oder ihm eine Verſicherung, einen Befehl zu ertheilen.**) Auch die Juden ſcheinen auf wichtige, Gott durch den Prieſter vorgelegte Fragen im Traume Antwort erwartet zu haben.***) Indeſſen wurden auch in jener frühen Epoche nicht alle Träume als wahr, ſondern als Verſuchungsmittel, oder als trügeriſch

*) Vgl. 4. B. Moſis 12, 6: „Zu Propheten euresgleichen gebe ich mich nur in einer Erſcheinung kund, ſpreche mit ihm nur im Traum.“

**) 1. Buch Moſ. 20, 3. 31, 10. 31, 24. 46, 2.

***) Vgl. Sam. I. 28, 6: „Saul befragte Gott, aber Gott antwortete ihm nicht, weder durch Träume, noch durch die Urim noch durch Propheten“, und K. I 3, 5., wo erzählt wird, daß Gott dem jungen König Salomon „im Traum der Nacht erſchien und zu ihm ſprach: Bitte, was ich dir geben ſoll —“ nicht in ſeiner Reſidenz, ſondern in Gibeon, nachdem er hier am Tage auf der großen Höhe 1000 Ganzopfer dargebracht.

betrachtet.*) Im ſpäteren jüdiſchen Alterthum wurde ſogar vor den Träumen gewarnt und derjenige, der auf Traumgeſichte hielt, dem gleich geſtellt, „der dem Schatten nachläuft und den Wind verfolgt.“ **) Hier und da glaubte man wol, daß es auch wahre Träume gebe, die Gott durch ſeine Engel ſende, jedoch auch äffende, welche dem Menſchen von böſen Geiſtern vorgeſpiegelt werden.***) Als wichtig und höchſt bedeutſam werden auch da die Morgenträume und außerdem diejenigen betrachtet, die ſich wiederholen, oder die nicht das Schickſal des Träumenden, ſondern anderer Perſonen zum Gegenſtande haben.

Intereſſant iſt die Aeußerung eines Gelehrten, der Traum verhalte ſich zur Wahrheit, wie der Schlaf zum Tode, wie das irdiſche Feuer zum hölliſchen, oder, in Zahlen ausgedrückt, wie 1 : 60.†)

Die Stelle der griechiſchen oder römiſchen Traum auslegenden Seher oder Weiſſager nehmen bei den Ae-

---

*) 5. Buch Moſ. 13, 4. — Traum als Warnungsmittel: Hiob 33, 15.

**) Jeſ. Sir. Kap. 34 (31). — Jeremias 23, 25. wird der Traum der Propheten als leeres Stroh, dem göttlichen Worte der Wahrheit, als dem nährenden Fruchtkorn, gegenüber geſtellt, und Sacharias 10, 2 bezeichnet die Träume als nichtig.

***) Thalmud Ber. 55b. Thalmud Gitin 52a. und Synhedrin 30a. wird ausdrücklich behauptet, daß auf Träume durchaus nichts zu geben ſei, obgleich hier gerade ein Genius des Traumes angenommen wird, deſſen im Thalmud Berach. 10b. ebenfalls Erwähnung geſchieht.

†) Thalmud Ber. 57b.

gyptern die Bilderſchriftkundigen, bei den Babyloniern die Chaldäer, bei den Perſern die Magier, und bei den Juden im höheren Alterthum Männer von hervorragender Geiſtesgröße ein. Ihnen enthüllte ſich des Traumes Bedeutung entweder durch augenblickliche, unmittelbare, göttliche Eingebung*), oder durch Traumgeſichte.**) In ſpäteren Jahrhunderten wurde dieſe Kunſt vorzüglich von Mitgliedern der Eſſäerſecte***) oder handwerksmäßig, wie bei den ſpäteren Römern, von Leuten niederer Bildung geübt.

Im 2. Jahrhundert n. Chr. trieben in Jeruſalem noch 24 ſolcher Traumdeuter ihr Gewerbe†), die ſelbſt von manchen Gelehrten frequentirt wurden, welche einen unausgelegten Traum einem ungeleſenen Briefe gleich erachteten.††)

In jener Zeit war der Grundſatz verbreitet, jeder

*) 1. B. Moſes 40, 12 ff. 41, 25 ff.

**) Daniel 2, 19.

***) So deutet der Eſſäer Simon dem König Archilaus einen Traum, in welchem er Ochſen geſehen, die 10 volle reife Aehren abbiſſen, es werde eine ſchlimme Aenderung mit dem Könige vorgehn. Denn Ochſen bedeuten Elend, weil ſolche Thiere in ſteter Arbeit ſind; Aenderung ſeiner Angelegenheiten, weil das Erdreich von Ochſen gepflügt, ſich immer ändere, nicht an einem Orte bleibe. Die 10 Aehren aber bedeuten 10 Jahre (analog den 7 Aehren in Pharaos Traum), nach deren Verlauf ſeine Herrlichkeit ein Ende haben werde. Joseph. Antiquit. XVII, 15. bell. jud. II, 11.

†) Thalmud Ber. 55b. ††) daſ. 55a.

Traum richte ſich nach der Deutung, die man ihm ertheile.*). Dieſem zufolge legte einſt ein Gelehrter, dem ein anderer beſorgt erzählte, er hätte geträumt, man habe ihm die Hände und die Füße abgehauen, dahin aus, es werde ihm ein großes Vermögen zufallen, ſo daß er weder ſeiner Hände zum Erwerben des täglichen Brodes, noch ſeiner Füße zum Gehen bedürfen werde, weil er ſich ein Roß zum Reiten würde anſchaffen können.**)

Derſelbe Grundſatz war auch in einem Traumbuche ausgeſprochen, das ſich in den Händen eines berühmten jüdiſchen Traumdeuters, Namens Bar Hedja, befand, der gegen Ende des 3. Jahrhunderts in Babylon lebte. Von Habgier geleitet legte er aber, ſo wird erzählt, allen Träumen, für deren Deutung er nicht alsbald honorirt wurde, einen unheilverkündenden Sinn bei, der in Folge jenes Grundſatzes auch immer in Erfüllung ging, ſo daß er Viele ins Unglück ſtürzte. Ein Rabbi fluchte ihm deshalb, worauf er reuevoll ſich ſelbſt nach Rom exilirt haben und dort ſpäter hingerichtet worden ſein ſoll.***)

Für gewiſſe Traumbilder ſetzten manche Gelehrte jener Zeit beſtimmte Bedeutungen feſt, welche ſie durch Stellen aus der heiligen Schrift, oder durch

*) Thalmud Ber. 56a.

**) Daſ. 56b.

***) Daſ. 56a.

Wortſpiele motivirten. So ſollte beiſpielsweiſe ein im Traume erblickter Strom Frieden verkünden, weil es im Jeſaias heißt: „Ich leite ihr (der Stadt Jeruſalem) wie einen Strom den Frieden zu.“*) Ein Elephant im Traume ſollte dem Träumenden das Eintreffen eines wunderbaren Ereigniſſes verheißen, weil der hebräiſche Ausdruck „Pil“ Elephant, Klangähnlichkeit mit dem Worte „Pele“ Wunder, habe.**)

Bemerkenswerth iſt noch die damals herrſchende Anſicht, daß ein ſchlimmer Traum beſſer, als ein guter ſei.***) Dieſe Anſchauung ſteht vielleicht im Zuſammenhange mit der aberwitzigen Behauptung der alten Traumbücher, daß gewiſſe Traumbilder gerade ihren Gegenſatz offenbaren wollen†), ſo z. B. Thränen und Betrübniß im Traume — Luſt und Freude, dagegen Lachen und Frohſinn — nahes Leid und Trauer, das Erblicken von Leichen lebender Perſonen — langes Leben und Geſundheit.

Was die Traumdeuter zu dieſen Auslegungen bewogen, iſt unbekannt. Vielleicht jedoch gaben ſie ſolchen

*) Jeſ. 66, 12.

**) Thalmud Ber. 56b.

***) Daſ. 55a.

†) Aus demſelben Grunde wird auch daſ. 55b die Behauptung aufgeſtellt, daß gute Menſchen böſe Träume, und böſe Menſchen gute Träume haben. Der Commentar z. St. gibt allerdings andere Urſachen an.

Träumen nur deshalb eine umgekehrte Bedeutung, um überhaupt Etwas zu deuten zu haben; vielleicht aber auch verfuhren sie bei solchen Feststellungen nach einem physikalischen Gesetze.

Der Traum galt ihnen nämlich als Spiegel künftiger Ereignisse und die Traumbilder betrachteten sie gleichsam als die Hieroglyphenschrift, welche diese Begebenheiten anzeige; jede Schrift aber wird, mochten sie denken, dem Spiegel gegenüber gehalten, von demselben in umgekehrter Weise reflectirt. Diese abgeschmackten Deutungen sind aus den alten Traumbüchern in die der folgenden Jahrhunderte übergegangen und werden noch heut' zu Tage in den Traumbüchlein gefunden, welche eine gewisse Gesellschaftsschichte für die Wahl von Lotteriennummern oder in anderen vorkommenden Fällen mit naiver Gläubigkeit zu Rathe zieht. Während des zwar höchst romantischen aber von den Banden des krassesten Aberglaubens umfangenen Mittelalters haben diese Deutungen, wie die Träume selbst, in allen Ländern und Gesellschaftskreisen eines gar hohen Ansehens genossen.

Ja noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts stand der Glaube an die Divinationskraft des Traumes in voller Blüthe. In Folge dessen stellten sich gegen das Ende jenes Jahrhunderts aufgeklärte Psychologen die Aufgabe, die merkwürdigsten Träume schriftlich zu sammeln und auf möglichst natürliche Weise zu erklären.

Sie gestatten mir wol, meine Hochverehrten, daß ich Sie mit dem merkwürdigsten dieser gesammelten Träume bekannt mache:

Zwei*) Eheleute lebten sehr glücklich miteinander; nach einigen Jahren frohen Zusammenseins zwang jedoch den Gatten seine Berufspflicht, sich auf einige Zeit von seiner Frau zu entfernen. Die letztere pflegte dann jeden Abend, bevor sie sich zur Ruhe begab, die von ihrem Gemahl empfangenen Briefe mehrere Male durchzulesen. Mit dieser Beschäftigung hatte sie auch einst einen Theil der Nacht zugebracht und war mit dem, einige Stunden vorher erhaltenen Briefe in der Hand entschlafen. In diesem Briefe hatte ihr der Gatte die Versicherung gegeben, daß er sich vollkommen wohl befände, und daß es durchaus nicht das Ansehen habe, als würde er irgend welche Gefahr laufen. Plötzlich erwachte sie jedoch mit großem Jammergeschrei. Ihre rasch herbeigeeilten Kammerfrauen fanden sie in kaltem Schweiße gebadet und einen Strom von Thränen vergießend: „Mein Mann ist todt", klagte sie ihnen, „ich habe ihn soeben sterben sehn; er befand sich an einer, von einigen Bäumen umgebenen Wasserquelle; sein Gesicht war von den Schatten des

*) Lehrreiche und unterhaltende Sachen über Träume und Nachtwandler. Zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde. Weimar 1802, S. 338 ff. — Vgl. Allgemeines Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaft. 8. Th. S. 106 ff.

Todes bedeckt. Ein Offizier in blauem Kleide bemühte ſich vergebens, das Blut zu ſtillen, das aus einer großen Seitenwunde floß; darauf gab er ihm aus ſeinem Hute Waſſer zu trinken, und ſchien vom innigſten Schmerze durchdrungen, als der Sterbende den letzten Seufzer ausſtieß."

Ihre Dienerinnen ſuchten ſie indeß zu beruhigen und daſſelbe that auch die herbeigerufene Mutter der Dame, die bei ihrer Tochter wohnte und die ſich auf die Verſicherung berief, welche der fern Weilende in ſeinem, erſt vor einigen Stunden angelangten Briefe ausgeſprochen.

Kaum aber war die Dame wieder entſchlafen, als ſie durch denſelben Traum nochmals geweckt wurde. Nun ſtand aber der Tod des Gatten bei ihr feſt, und in Folge deſſen fiel ſie in ein heftiges Fieber, ſo daß ſie 14 Tage lang zwiſchen Tod und Leben ſchwebte.

Während dieſer Zeit lief auch in der That der Bericht von dem erfolgten Hinſcheiden des Gatten ein. Dieſe Nachricht wurde der Wiedergeneſenden natürlich lange Zeit nicht mitgetheilt; ihre Mutter zeigte ihr vielmehr beruhigende Briefe vor, in welchen die Hand des Verſtorbenen täuſchend nachgeahmt war.

Als Reconvalescentin zeichnete indeß die Dame, deren Gedächtniſſe jener Traum mit all' ſeinen traurigen Bildern feſt eingegraben war, ſowol die Stätte, an wel-

cher ſie ihren ſterbenden Gatten, als auch den Officier ab, den ſie neben ihm erblickt hatte.

Nachdem ihre Geſundheit vollſtändig hergeſtellt war, theilte ihr Beichtvater ihr den Tod ihres Gatten behutſam mit; aber trotz aller angeführten Troſtgründe mußte man wiederum lange Zeit für ihr Leben zittern.

Vier Monate nach dem Eintritte jenes betrübenden Ereigniſſes hörte die Dame in einer benachbarten Kirche eine Meſſe. Gegen das Ende derſelben fiel ſie jedoch beim Anblicke eines neben ihr ſtehenden Officiers in blauer Uniform mit lautem Aufſchrei in Ohnmacht. Man eilte ihr zu Hilfe, ihre Beſinnung kehrte wieder, und das Erſte, was ſie dann that, war, ihren Leuten zu befehlen, daß ſie den Officier aufſuchen, der ſich in der Kirche neben ihr befunden, und ihn bitten, ſie zu beſuchen. Der Officier wurde noch in der Kirche getroffen, und beeilte ſich der erhaltenen Einladung Folge zu leiſten.

Inzwiſchen erzählte die nach Hauſe zurückgekehrte Dame ihrer Mutter, ſie hätte in der Kirche neben ſich den Cavalier erblickt, der ihrem Gatten in ſeinen letzten Stunden beigeſtanden. Den Officier aber, der jetzt in ihr Zimmer trat, beſchwor ſie, ihr von den Einzelheiten der traurigen Kataſtrophe Nachricht zu geben.

Der Fremde, der nicht begriff, wie eine Dame, die er niemals geſehn, ihn kennen konnte, bat ſie um ihren Namen, und erinnerte ſich, nachdem er denſelben ver-

nommen, an jene Begebenheit, die seinem Gedächtnisse fast entschwunden war.

Hierauf erzählte er ihr, wie er von ungefähr an jene Stelle gekommen, wo er einen ihm Unbekannten an der Seite verwundet, fand, wie er demselben Hilfe zu leisten, und durch Wasser, das er mittels seines eigenen Hutes aus der Quelle geschöpft, zu laben gesucht. Der Anblick des Sterbenden, fügte der Officier hinzu, erschütterte mich um so mehr, als er häufig seufzend einen Namen aussprach, dessen ich mich ohne Mühe wieder erinnerte, als Sie mir die Ehre erzeigten, mir den Ihrigen zu nennen.

Die Dame legte ihm sodann die Zeichnungen vor, welche sie nach den, ihr vorgeschwebten Traumbildern, entworfen. Sein Erstaunen steigerte sich dadurch noch mehr; denn er erkannte den Bach, die Bäume, seine Stellung, die Lage des Sterbenden, und fand selbst seine eigenen Züge so ähnlich, daß er sie nicht zu verkennen vermochte.

Die Psychologen, die sich mit der natürlichen Erklärung dieses Traumes befaßten, an dessen voller Wahrheit übrigens ein bescheidener Zweifel gestattet sein dürfte, betonten, wie der Satz in dem letzten Briefe des Gatten „es habe nicht das Ansehn, als würde er irgend welche Gefahr laufen," folgern lasse, daß die Gattin eine Gefahr befürchtet haben müsse, und wie aus dieser Furcht der Grundgedanke des Traumes, die Idee vom Tode

ihres Gemahls, ſich entwickeln konnte. Aus der ganzen Erzählung ſchiene außerdem hervorzugehn, daß der Mann Officier geweſen. Wahrſcheinlich habe er auch in früheren Briefen ſeiner Frau die Gegend genau geſchildert, wenn jene nicht dieſelbe gar aus eigner Anſchauung gekannt habe. Erwäge man nun, wie leicht die Gattin eines zur Beſetzung einer unſicheren Gegend verwandten Officiers den Gedanken an eine Verwundung deſſelben, an die Hilfeleiſtung eines anderen Officiers, deſſen blaue Uniform ihr bekannt iſt, an einen mittels des Hutes geſchöpften Labetrank, Raum geben könnte; bedenke man ferner, wie eine lebhafte Einbildungskraft in Verbindung mit der Sehnſucht der Wittwe, dem Manne zu begegnen, der ihrem Gatten in ſeinen letzten Augenblicken freundlich beigeſtanden, und die Gefälligkeit des Fremden, in der Zeichnung der Dame ſein eigenes Bild zu finden, hier mitgewirkt haben mochte, ſo hätte, meinen ſie, auch dieſer außerordentliche Traum durchaus keine wunderbare Ueberſpannung der Seelenthätigkeit erfordert.

Haben ſich aber die Philoſophen des verfloſſenen Jahrhunderts beſtrebt, den pſychologiſchen Gängen merkwürdiger Träume nachzuſpüren und ſie aufzudecken, ſo hat es ein franzöſiſcher Chemiker deſſelben Säculums unternommen, Recepte zu veröffentlichen, die uns in den Stand ſetzen ſollen, die unwillkürlichen Träume überhaupt ganz und gar aus unſerm Schlaf zu bannen, und

uns dafür Traumbilder nach eigenem Belieben vorzuzaubern.

Das Buch, welches dieſe Recepte enthält, führt den Titel: L'art de se rendre heureux par les songes, die Kunſt, ſich durch Träume glücklich zu machen. In dieſem Werke philoſophirt der Verfaſſer in folgender Weiſe.

Der Menſch iſt zum Glück geboren, kann jedoch im wachen Zuſtande nie deſſelben theilhaft werden, weil das Leben ſo reich an Mühſeligkeiten und Wechſelfällen iſt. Nur im Schlafe, der uns ohnehin von allen Sorgen befreit, könnten wir vollkommen glücklich ſein, wenn wir uns da alle Freuden und Vergnügungen zu verſchaffen vermöchten, die wir uns während unſers Wachens wünſchen.

Hierfür gibt uns nun jener Chemiker in ſeinem Buche Anweiſungen. Seine Recepte lehren uns in chemiſchen Küchen zu brauende Mixturen und Salben kennen, die ſich ihm in einem langen Leben — der Verfaſſer ſoll ein Alter von 96 Jahren erreicht haben — angeblich als probehaltig bewährt haben.

Ob der Traum ſich durch dieſe Mittelchen in der That als willigen Baumeiſter für die Luftſchlöſſer finden läßt, zu denen wir ihm des Tages Pläne vorlegen, weiß ich zwar nicht aus Erfahrung; doch dürfen wir wol trotzdem dieſes wunderliche Menſchenbeglückungsſyſtem des marktſchreieriſchen Franzoſen belächeln.

Iſt es aber dieſem Chemiker nicht gelungen, für die wirkliche Welt, den Traum in ein Leben umzuwandeln, ſo iſt dies Grillparzer wenigſtens für die Bretter geglückt, die die Welt bedeuten, und zwar in ſeinem dramatiſchen Märchen: „Der Traum ein Leben.“

In dieſem Stücke wird uns ein Jüngling vorgeführt, der ſich in der Einſamkeit an der Seite ſeiner Braut, plötzlich von Ehrgeiz entbrannt, nach dem Leben am Königshofe ſehnt. Er beſchließt, ſich dahin zu verfügen. Doch in der Nacht vor dem zur Abreiſe beſtimmten Tage verſetzt ihn der Gott des Traumes an den königlichen Hof, läßt ihn da durch Verbrechen auf den Thron gelangen, und zuletzt ſoll er ſeine Frevel durch den Tod büßen. Voll Angſt erwachend, jauchzt er auf, daß ſein Leben am Königshofe nur ein Traum geweſen, und findet in der Liebe ſein höchſtes Glück.

Dieſes Geiſtesprodukt Grillparzers: „Der Traum ein Leben,“ ſoll jedoch muthmaßlich nur ein Gegenſtück zu Calderon de la Barcas berühmtem ſpaniſchen Drama: „Das Leben ein Traum,“ bilden. In dieſer herrlichen Dichterſchöpfung läßt bekanntlich der Verfaſſer den Prinzen Sigismund einſam als Gefangenen, in Unkenntniß ſeines hohen Standes, aufwachſen. Während ſeines Schlafes in den Palaſt ſeines Vaters, dann wieder zurück in ſeinen Thurm gebracht, betrachtet er die als Fürſt verlebten

Stunden nur als einen Traum, und ſpricht unter Anderem jene trefflichen Worte:

„ . . . . . ; denn in den Räumen
„Dieſer Wunderwelt iſt eben
„Nur ein Traum das ganze Leben;
„Und der Menſch (das ſeh' ich nun)
„Träumt ſein ganzes Sein und Thun,
„Bis zuletzt die Träum' entſchweben.
„ . . . . . .
„Ja auf dieſem Erdenballe
„Träumen, was ſie leben, Alle,
„Ob es keiner gleich erkennt.
„Was iſt Leben? Hohler Schaum,
„Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
„Wenig kann das Glück uns geben;
„Denn ein Traum iſt alles Leben,
„Und die Träume ſelbſt ein Traum."

Iſt aber, meine Hochverehrten, Alles nur ein Traum, ſo mögen Sie meinen heutigen Vortrag ebenfalls nur als einen Traum betrachten, aus dem Sie jetzt erwachen, als einen Traum der das bloß reproducirt hat, was ſie ſelbſt ſchon beſſer gedacht, gehört oder geleſen. Möchte er für Sie nur nicht ein ſolcher geweſen ſein, der im Schlafe ſchwer auf uns laſtet, ſo daß wir, ins wache Leben zurückgekehrt, froh ſind, uns von ihm befreit zu ſehn, ſondern ein Traum, dem wir dann gern eine Erinnerung bewahren.

III.

Samiel

und

Die Teufelsidee in der Geschichte.

Welchem kunstsinnigen Deutschen wäre wol Carl Maria von Webers herrliche, epochemachende Tonschöpfung „der Freischütz“ unbekannt, wem von Ihnen demnach jene Beschwörungsformel in der Wolfsschlucht fremd „Samiel, Samiel erscheine,“ oder der Ausruf „Hilf Samiel, Samiel hilf!?“

Wer aber ist Samiel und was bedeutet sein Name?

Der Theaterzettel nennt ihn den schwarzen Jäger, und aus der Handlung der Oper erkennen wir ihn als einen bösen Geist, der die Menschen durch die Sünde ins Verderben zu stürzen, mit ihren Seelen das Reich der Hölle zu bevölkern sucht, kurz als einen — Teufel.

Sie wissen jedoch, meine Hochverehrten, daß die menschliche Phantasie mit einem bösen Geiste nicht zufrieden, eine ganze Legion von solchen Geistern geschaffen, in der Hölle nach dem Vorbilde der Menschenwelt einen König eingesetzt, und diesen mit einem glänzenden Hofstaat, einem großen Troß von Dienern und Beamten

umgeben, jedem Einzelnen derſelben ſeine Rangſtufe und ſeinen Verwaltungskreis zuweiſend.

Welchen Rang nimmt nun Samiel in dem Hofſtaate der Hölle ein? Welches Amt iſt ihm übertragen? und was, fragen wir nochmals, bedeutet ſein Name?

Friedrich Kind gibt uns in ſeinem Operntexte zum Freiſchütz keinen Aufſchluß hierüber; daher wollen wir uns zu der Quelle wenden, aus welcher der Dichter die Grundzüge ſeines Stückes geſchöpft hat.

Dieſe Quelle iſt bekanntlich Apels Geſpenſterbuch, in welchem uns der Freiſchütz als eine Volksſage vorgeführt wird.

In dieſer Sage erſcheint anſtatt des ſchwarzen Jägers ein alter Kriegsmann mit einem Stelzfuß, und nach dem gelungenen Guße der Freikugeln ein Reiter auf ſchwarzem Roſſe, welcher ſich ſelbſt, dem Freiſchützen gegenüber, mit den Worten kennzeichnet: „Ich bin der, den mit Schaudern im Geiſt du ſträubend nennſt.“ Ueber den Namen erfahren wir aber auch hier nur, daß ihn einer von des Teufels Heerſchaaren führe.

Eine eingehendere Erklärung deſſelben gibt uns indeß Friedrich Kind ſelbſt in den Anmerkungen, die er zu ſeinem Freiſchütz geſchrieben. Hier leſen wir folgende Notiz.

„Samiel auf türkiſch, wie Semum oder Samum „auf arabiſch, ein furchtbarer, erſchlaffender Süd-

„wind. Von Ersterem, dem türkischen Samiel,
„sagt von Hammer:

„Er, der Wüste Tyrann, deß' Odem senget und
„brennet,
„Dessen giftiger Hauch Thiere und Menschen
„entseelt."

Durch den Gleichklang der beiden Namen hat sich jedoch der Verfasser des Freischütz zu einer falschen Conjectur verleiten lassen, auf die er sicherlich nicht gekommen wäre, wenn er die Dämonologien zu Rathe gezogen hätte, welche dem für alles Dunkle, Mystische, Abergläubische empfänglichen Boden des Mittelalters entsprossen sind.

Vor Allem wäre er durch die sogenannte Salamankische „Pneumatologia occulta et vera," verborgene und wahrhaftige Geisterlehre — belehrt worden, daß für Samiel eigentlich Sammael zu lesen, und der Träger dieses Namens einer von vier Teufelsfürsten sei, welche in den vier Elementen: Erde, Wasser, Luft und Feuer schaden können.*)

Aber auch diese wahrhaftige Geisterlehre, oder vielmehr deren Verfasser ist in einem Irrthum befangen, oder stimmt wenigstens nicht überein mit einer um mehrere Jahrhunderte älteren orientalischen Schrift; denn in derselben wird behauptet:

---

*) S. Horsts Zauberbibliothek Bd. I, S. 142.

„Der böse Engel Sammael ist das Oberhaupt „aller Satane.“ *)

Demnach ist Samiel oder Sammael der König aller Teufel, der oberste Herrscher der Hölle.

Weshalb wird aber der König der Teufel Sammael genannt, was ist die eigentliche, die etymologische Bedeutung dieses Namens?

Um auch hierüber Aufschluß zu erhalten, sehen wir uns genöthigt, auf das Wesen Sammaels näher einzugehen, d. h. die Idee eines Teufels klar zu legen und die Funktionen kennen zu lernen, die ihm von jeher sind zuerkannt worden.

Wie wir aber eine solche Untersuchung, die Beleuchtung des Teufels, am besten beginnen, lehrt uns der Teufel selber in Wilhelm Hauffs „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan,“ und zwar im 16. Kapitel, welches Satans Besuch bei Herrn v. Göthe durch einige Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur einleitet. Dort äußert nämlich der Teufel, wenn er es bis zum Professor der Theologie gebracht hätte, und nun über die Idee eines Teufels sich breit machen müßte, so würde er sprechen:

---

*) Debarim rabba gegen Ende S. 301b bei der Schilderung vom Tode Moses. Ebenso heißt es dort: „Der ruchloseste aller Teufel ist Sammael.“

„Die Idee eines Teufels ist so alt, als die Welt „und nicht erst durch die Bibel unter die Menschen „gekommen. Jede Religion hat ihre Dämonen und „böse Geister — natürlich, weil die Menschen selbst „von Anfang an gesündigt haben und nach ihrem „gewöhnlichen Anthropomorphismus das Böse, das „sie sahen, einem Geiste zuschrieben, dessen Geschäft „es sei, überall Unheil anzurichten.“

Wenn nirgends, so dürfen wir wol hier, meine Hochverehrten, ohne an Leib und Seele Schaden zu nehmen, in des Satans Fußstapfen treten, d. h. unsere Untersuchung so beginnen, wie es der Teufel selber, seinen Memoiren zufolge, gethan haben würde. Wir stellen also zunächst die Behauptung auf:

„Die Idee eines Teufels ist so alt, wie die Welt „und nicht erst durch die Bibel unter die Menschen „gekommen.“

Welches aber ist diese Idee, welchen Begriff verbinden wir mit dem Worte Teufel?

Hierüber belehren uns einerseits die mannichfachen Namen, die man dem Teufel beigelegt, wie: der Versucher, der Verführer, Arge, Böse, Feind oder Widersacher Gottes, andererseits die zusammengesetzten Wörter, deren Grundton Teufel bildet. So beispielweise: der Hochmuthsteufel, Zornesteufel, Zankteufel, Geldteufel, Liebesteufel, Ehe-

teufel, Eiferſuchtsteufel, Spielteufel und dgl. Teufeleien mehr.

Die einzelnen Namen und Bezeichnungen erſchöpfen allerdings nicht den vollen Begriff des Teufels; ſie verhalten ſich jedoch zu demſelben, wie die Theile zum Ganzen, oder wie die einzelnen Züge eines Geſichtes zu deſſen Geſammtausdruck.

Summirt geben ſie die Totalität des Begriffes, entrollen ſie das Gemälde des Teufels in Lebensgröße, in ſeiner ganzen furchtbaren Geſtalt.

Wir erkennen ihn daraus, als die geheimnißvolle Macht, die den Menſchen durch Vorſpiegelungen jeder Art vom Wege des Rechtes abzulenken, zu ſündhaften Handlungen zu verführen ſucht, und alles Hohe, Erhabene, Göttliche, nach welchem der Menſch ſtrebt oder ſtreben ſoll, zu vereiteln trachtet. Wir erblicken ihn da als den Inbegriff und die Wurzel alles Unſittlichen, als den Mittelpunkt, aus welchem alle Laſter wie die Radien eines Kreiſes auslaufen, kurz als das abſolut Böſe auf dem Gebiete der Ethik.

Wir dürfen indeß nicht annehmen, die Teufelsidee, wie wir ſie hier gezeichnet, ſei fertig, vollſtändig entwickelt dem Geiſte des Menſchen entſprungen, wie etwa Pallas-Athene völlig geharniſcht und gewaffnet dem Haupte des Zeus. Nein, unausgebildet, gleichſam als Kind trat ſie ins Leben und entfaltete ſich nur allmählich, reifte erſt im

Laufe der Jahrtauſende zum Manne, zu dem Weſen heran, deſſen Bild wir mit ſo ſchwarzen Pinſelſtrichen entworfen haben.

Der Urſprung der Teufelsidee iſt aber überhaupt nicht auf moraliſchem, ſondern auf phyſiſchem Boden zu ſuchen; ſie iſt dem Menſchengeiſte durch die ſinnlich wahrnehmbare Natur, durch die unheildrohenden, verderbenbringenden Erſcheinungen in derſelben zugeführt worden.

In ihren erſten Anfängen, war die Teufelsidee identiſch mit der Gottesidee. Der Menſch fühlte ſich den mächtigen Naturereigniſſen gegenüber, ſchwach, ohnmächtig, hilfsbedürftig. Aus dieſem Gefühle der Schwäche und Hilfsbedürftigkeit, oder der Abhängigkeit von höheren Gewalten, geſtaltete ſich in ihm das religiöſe Bewußtſein, das bei den Völkern auf der niedrigſten Stufe der Menſchheit freilich nur im Dämmerſchein der Ahnung lebt.

Dieſes, durch die natürlichen Ereigniſſe geweckte, religiöſe Bewußtſein vergötterte die Natur, identificirte die Gottheit völlig mit den Naturmächten, und ſo bildete ſich in den älteſten Zeiten die Naturreligion mit ihren mannichfaltigen Schattirungen, in denen ſich die niedere oder höhere geiſtige Begabung, die geringere oder größere Denkfähigkeit der verſchiedenen Völker abſpiegelte.

Der Naturmenſch gleicht, nach der treffenden Bemer-

tung eines deutſchen Hiſtorikers,*) dem unentwickelten Kinde, das die Wohlthaten ſeiner Eltern als ſelbſtverſtändlich, ohne ſich zum Danke beſonders verpflichtet zu fühlen, entgegennimmt, während es die ihm widerwärtige Züchtigung derſelben fürchtet.

Darum wurden auch die in geiſtiger Beziehung noch wenig vorgeſchrittenen, noch auf der Stufe der Kindheit ſtehenden Menſchen durch ihr religiöſes Gefühl nicht ſowol auf den Gedanken einer wohlthätigen Gottheit, als vielmehr zu dem Glauben an höhere verderbliche Gewalten geführt. Dieſe Gewalten, meinten ſie, bedrohen und vernichten des Menſchen Wohlfahrt bald durch den rollenden Donner, bald durch verheerende Blitze, bald durch verderbliche Wetter, und ließen ſich nur durch Unterwerfung, Anbetung, Opfer, oder andere, zauberiſche Mittel beſänftigen und freundlich ſtimmen.

So verehren oder fürchten vielmehr noch heut' zu Tage die in braſilianiſchen Urwildniſſen zerſtreut lebenden, menſchenfreſſeriſchen Indianer eine böſe Macht als Gott, den ſie Tupan oder Tapan nennen, der die Donner werfe, und noch andere geſpenſtiſche Weſen, welche, in der dichteſten Oede des Waldes hauſend, dem Menſchen Unheil bereiten.

Doch auch der in eine verhältnißmäßig höhere geiſtige

*) J. Scherr, Geſchichte der Religion I, 17.

Entwickelungsphase eingetretene Menſch, der auch auf die wohlthätigen Erſcheinungen in der Natur ſeinen denkenden Geiſt lenkte, die Vorſtellung einer freundlichen, Menſchen beglückenden Gottheit in ſich aufnahm, konnte die unheildrohenden, verderbenbringenden Naturereigiſſe nur einer böswilligen, menſchenfeindlichen Gewalt, nur dem Teufel zuſchreiben.

Dieſen mußte er ſich mit jener wohlthätigen Macht in einem unaufhörlichen, ewigen Ringen und Kämpfen begriffen denken. Die ſich gegenüberſtehenden Weſen aber mußte er entweder als gleichmächtig oder das eine mit einer größeren Machtfülle, als das andere ausgerüſtet, ſich vorſtellen, je nachdem er in der ihn umgebenden Natur und in ſeiner eigenen Lebensgeſtaltung Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt, oder eine größere Helle, oder ein tieferes Dunkel darin wahrnahm.

Einen Beleg hierfür liefern die Neger Afrikas.

Trotz der unendlich mannichfachen Nuancen ihrer religiöſen Anſchauungen durchzieht doch alle dieſe die Idee einer höchſten guten Macht, deren Schöpfung die Welt iſt. Dieſer Glaube wird jedoch durch den Gedanken an eine zweite, höchſte böſe Gewalt getrübt, oder ganz und gar in den Hintergrund gedrängt. Dieſe Vorſtellung von zwei ſich gegenüberſtehenden Göttern iſt aber nur das Product der ſcharfen Contraſte, welche ihnen theils der

glühende, an Reizen wie an Schrecknissen so reiche, von ihnen bewohnte Erdstrich, theils ihr eigenes sociales Leben vors Auge führt.

Gott, behaupten sie, habe wol die Welt geschaffen, kümmere sich aber weiter nicht um seine Schöpfung, darum sei sie ein Tummelplatz böser Geister, denen wol auch gute geistige Wesen gegenüber gestellt sind, diese besäßen jedoch nicht eine solche Machtfülle wie die ersteren.

Die bösen Geister stehen unter dem Befehle des höchsten bösen Wesens, welches sie sich unter der Gestalt eines weißgefärbten, mit Hörnern versehenen Menschenungethüms vorstellen. Dieser Teufelsfürst heißt Sissa, führt jedoch noch viele andere Namen.

Doch nicht nur Afrikas schwarze Bevölkerung, die bis auf den heutigen Tag noch nicht aus dem Zustande der Thierheit sich herauszuarbeiten vermochte, sondern auch die Bewohner des Nilthales, die hochgebildeten Aegypter, welche von den Griechen dankbar die Stammväter ihrer Civilisation genannt werden, vergötterten die Nachtseite der Natur.

Der böse Typhon, der in dem allbekannten ägyptischen Mythus seinen guten Bruder Osiris auf listige Weise in einen Kasten verschließt, in den Nil wirft und dessen Leichnam später zerstückt, ist ja nichts Anderes als die Personification der dunklen, abnehmenden, zerstörenden Seite der Natur, der böse Bruder, der während

der Jahreszeit, in welcher der Nil zurückgetreten und die versengenden Gluthen die Erde austrocknen, den guten Bruder, den Gott des Wachsthums, der Fruchtbarkeit, des Jahres Segen, verdrängt, mißhandelt, tödtet.

Und wie die Aegypter, so haben auch die Inder, dieses bedeutendste, ostasiatische Culturvolk des Alterthums, die verheerenden Naturkräfte, als zu verehrende Gottheit in ihr Religionssystem aufgenommen.

Ihre Trimurti, Dreileib oder Dreifaltigkeit, verbildlicht das Entstehen, Bestehen und Vergehen in der Natur. Neben ihrem Brahma, dem Schöpfer, und Wischnu, dem Erhalter, begegnen wir Siwa, dem Zerstörer, der auf dem unnahbaren Himawat, Himalaya, residirt, und sich im eisigen Sturmwind, oder in des Feuers zerstörender Flamme offenbart.

Und ist nicht auch der Moloch der Semiten, der Westasiaten, dessen grausamen Cult wir aus der Bibel kennen, eine Verpersönlichung des fressenden Feuers?

Die angeführten Beispiele, die noch durch unzählige vermehrt werden könnten, thun wol zur Genüge dar, daß der Ursprung der Teufelsidee nur auf physischem Boden zu suchen, daß der Menschengeist anfangs nur die verderblichen Naturkräfte als Teufel personificirte, als übermenschliche böse Gewalten fürchtete und verehrte.

Den Begriff eines Teufels zu erweitern, ihn vom physischen auf den sittlichen, moralischen Boden

703994

zu verpflanzen, und auf dieſe Weiſe einen höheren Teufel, ſo zu ſagen, einen ethiſchen Satan zu geſtalten, hierzu bedurfte es dann nur eines kleinen Schrittes.

Dieſen kleinen Schritt mochte wol der Menſchengeiſt allmählich und unvermerkt gethan haben, doch zum klaren Bewußtſein, zu einer dem geiſtigen Auge ſchaubaren Geſtalt gelangte der Teufel der ſittlichen Welt erſt bei dem Zendvolke, d. h. bei den alten Parſen, und zwar durch die Lehre des Zarathuſtra, d. h. Goldſtern*), oder des Zoroaſter, wie die Griechen ihn nannten.

Der Teufel des Zoroaſter beſchränkt ſich allerdings nicht auf die Perſonification des Böſen im Menſchen, er umfaßt vielmehr auch das Böſe in der Natur. Er unterſcheidet ſich aber von dem Teufel der anderen Völker nicht nur durch ſeine, das ethiſche Element einſchließende Bedeutung, ſondern auch durch die Verhaltungsregeln, welche Zoroaſter den Bekennern ſeiner Lehre, dem Teufel gegenüber zur heiligſten Pflicht macht.

Während nämlich die heidniſchen Nationen ſemitiſcher Abkunft, und ſelbſt die den Perſern ſtammverwandten Hindus, dem als Gottheit perſonificirten Böſen, dem Teufel, cultuelle Huldigungen darbrachten, ihn durch Geſchenke, ja ſogar durch Menſchenopfer zu verſöhnen trachteten, forderte Zoroaſter gerade im Gegentheil zum

*) Vgl. Spiegels Aveſta, Bd. II., Einl. XIV, Anm. 2.

energiſcheſten Kampfe gegen den Teufel auf, ermahnte er aufs Nachdrücklichſte das Böſe allenthalben anzufeinden, zu beſtreiten, zu vernichten.

Zarathuſtras Teufel kennen Sie, meine Hochverehrten, ſchon von der Schulbank her, unter dem Namen Ahriman, als das Princip des Böſen und als Gegenſatz zu Ormuzd, oder wie er eigentlich heißt Ahura-mazda*), d. i. der ſehr weiſe Herr, dem Princip des Guten.

Zoroaſter baute bekanntlich ſein Religionsſyſtem auf den Grund der in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen Welt zur Erſcheinung kommenden Gegenſätze des Lichtes und der Finſterniß, des Guten und Böſen, des Heilſamen und Verderblichen. Dieſe Contraſte führte er auf zwei ſich gegenüberſtehende höchſte Gewalten, auf zwei gleichmächtige, ſich ewig gegenſeitig bekämpfende Götterweſen zurück. Das eine derſelben nannte er Ormuzd oder eigentlich Çpentomainyus, den vermehrenden Geiſt, weil er ſeine Schöpfungen ſtets noch vermehrt**), das andere Ahriman oder Angromainyus, den ſchlagenden Geiſt, weil er als Geiſt des Verneinens, die Geſchöpfe zu ſchlagen, zu vernichten bemüht iſt.***)

In ihrem gegenſeitigen Kampfe werden dieſe beiden

*) Vgl. Spiegels Aveſta Ueberſetz. Bd. III. Einl. IV.
**) Spiegel a. a. O.
***) Spiegel a. a. O. XLV.

Gottheiten von anderen geistigen Wesen unterstützt. Ormuzd von den ihm untergebenen Amschaspands, Fervers, Engeln und Genien, die alles Lichte, Gute, Schöne fördern und schützen; Ahriman von den unter seinem Befehle stehenden Dews, Dämonen, die allem Finstern, Bösen, Häßlichen Vorschub leisten und es zur Reife bringen.

Die den Streit und die gegenseitige Feindschaft der beiden Mächte herbeiführende Ursache charakterisirt bereits den Ahriman als einen ethischen Teufel; denn ein sittliches Gebrechen, das Gefühl des Neides*) gegen Ormuzd läßt Ahriman den Gedanken fassen, die Schöpfungen desselben zu vernichten.

Er erreichte wol nicht das angestrebte Ziel; es gelang ihm aber wenigstens, alles von Ormuzd Geschaffene zu trüben, mit Fehlern und Mängeln zu behaften, dem Guten ein Böses, dem Nützlichen ein Schädliches an die Seite zu setzen. In Gestalt einer Schlange springt er vom Himmel auf die Erde und stellt dem Tage die Nacht, der Sommerwärme den Winterfrost, der nützlichen und reinen Pflanzen- und Thierwelt eine giftige und räuberische entgegen. Ja er schont selbst das Firmament und die Geisterwelt nicht, denn er schafft zu den wohlthuenden Sternen, die unheildrohenden Ko-

*) Vgl. Justis Uebersetzung des Bundehesch Cap. I. S. 2 und Cap. III. S. 5.

meten und zu den guten Geistern, den Izeds, die Dews, die teuflischen Wesen.*)

Ueberdem verführte er das erste von Ormuzd aus der Reivasstaude gebildete Menschenpaar, Meschia und Meschiana, zum Abfall von dem guten Gott, indem er in ihnen den Glauben weckte, er, Ahriman, habe alle Dinge und auch sie geschaffen. Sie werden dadurch Anhänger und Verehrer des Ahrimanschen Gesetzes, lassen sich von dem bösen Geiste zum Genusse unreiner Nahrung und zu ausschweifendem Leben verleiten, und werden auf diese Weise Sünder, reif für die Hölle; in welcher auch ihre Seelen bis zur Auferstehung ausharren müssen.**)

Der zendische Angromainyus oder Ahriman ging aus dem Parsismus ins Indenthum über.

In demselben erscheint er aber bereits seiner physischen Bedeutung völlig entkleidet, außer allem Zusammenhange mit der sinnlich wahrnehmbaren Schöpfung, zu einem rein ethischen Wesen vergeistigt. Außerdem erblicken wir ihn hier nicht mehr in der hohen Stellung, die er bei den Parsen einnahm, sondern in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß, als einen dienenden Geist, wie dies durch den

*) Vgl. die ersten Cap. des Bundeheich, Fargard I des Vendidad u. Rhode, die heilige Sage und das Religionssystem des Zendvolkes S. 214.

**) Vgl. Bundeheich Cap. XV.

ſtrengen Monotheismus der moſaiſchen Lehre bedingt wird.

Dieſe Lehre kennt überhaupt den Teufel*) nicht. Ihr zufolge hat der einzige, untheilbare, unkörperliche Gott Licht und Finſterniß, Sommer und Winter, Nützliches und Schädliches in der Natur geſchaffen, alle Weſen allein gebildet und ſie zu einem harmoniſchen Weltganzen verbunden. Ja, nach ihr iſt ein an und für ſich Böſes und Unheilbringendes gar nicht geſchaffen worden; darum heißt es auch im erſten Buche Moſes am Ende jeder einzelnen Tagesſchöpfung: „Und Gott ſah, daß es gut iſt," und nach Vollendung der geſammten Schöpfung: „Und Gott ſchaute Alles, was er gemacht hatte, und ſiehe, es war ſehr gut!"

Das ſittlich Böſe läßt Moſes nur durch des Menſchen

---

*) In der Schlange, welche das erſte Menſchenpaar verführt, wollen Manche den Teufel und einen Anklang an den perſiſchen Ahriman finden, der in Geſtalt einer Schlange auf die Erde ſprang. Sicherlich ſollte aber die Schlange urſprünglich nur die eigene Begierde Eva's ſymboliſiren, oder noch wahrſcheinlicher durchaus nichts Anderes, als eine natürliche Schlange bedeuten. Für das letztere ſprechen die den Sündenfall einleitenden Worte: „Und die Schlange war liſtiger, als alle Thiere des Feldes." Ebenſo wenig iſt unter „Aſaſel" 3. B. Moſ. 16, 8. 10. 26. Teufel zu verſtehen (vgl. Hengſtenberg Chriſtol. I. I. 36. Móſ. u. Aegypt. S. 166 ff.) „Aſaſel" bedeutet dort nur „Vernichtung", oder höchſtens irgend ein Geſpenſt der Wüſte, das durch ägyptiſchen Aberglauben in der Phantaſie des Volkes lebte.

freien Willen entstehen. Als Strafe für die Sünde tritt Mühsal und Schmerz, ja selbst der Tod in die Menschenwelt, so daß das Unglück, das Elend auf Erden nicht Gott und nicht ein Teufel, sondern der Mensch selbst hervorbringt, gleichsam mit eigener Hand schafft.

Der Gottesbegriff der mosaischen Lehre wurde auch während der späteren Entwickelung derselben, die sich nur auf Gesetze, Rechte und cultuelle Institutionen beschränkte, nicht alterirt, weil er stets als vollkommen, als mit dem philosophischen Denken vereinbar, und darum als ein noli me tangere betrachtet wurde.*)

Zur Zeit des babylonischen Exils jedoch, als Nebukadnezars Reich unter das Scepter der siegreichen Perser

*) Es sei mir gestattet, hier einen Vorwurf zu widerlegen, der häufig von christlicher Seite dem mosaischen Gottesbegriffe gemacht wird. Moses, sagt man, habe seinen Gott mit einem ethischen Gebrechen behaftet, ihm gewissermaßen eine dämonische Beimischung gegeben; denn er charakterisire ihn als einen Gott des Hasses und der Rache, der die Sünden der Väter an den Kindern bis zum 3. und 4. Geschlechte ahndet.

Höchst sonderbar klingt dieser Vorwurf im Munde solcher Bekenner des Christenthums, die auf durchaus gläubigem Standpunkte sich befinden, die das alte und neue Testament als aus Gott stammend betrachten. Da es nämlich im Propheten Maleachi 3, 10. ausdrücklich heißt: „Denn ich Gott ändere mich nicht" (Luther übersetzt hier irrig „lo schanithi" mit: „ich lüge nicht"), so kann sich nicht im Laufe der Zeit der Gott der Rache in einen Gott der Liebe umgewandelt haben. Diejenigen aber, welche die Bibel vom historisch-philosophischen Standpunkte aus nur

gekommen war, lernten die Juden Zarathuſtras Lichtreligion, die Lehre von Ormuzd und Ahriman kennen. Gegen dieſen Dualismus waren ſie allerdings durch ihren nunmehr befeſtigten Glauben an einen einzigen Gott gewappnet; unwillkürlich unterlagen ſie jedoch nach und nach dem Geſetze des geiſtigen Contagiums, das ſich zu allen Zeiten bei zuſammenlebenden Nationen Geltung

---

als Menſchenwerk anſehen, müſſen bei unpartheiiſcher Erwägung der betreffenden Stellen die Grundloſigkeit ihrer Beſchuldigung gar bald erkennen.

Die Ausdrücke der Bibel Gott zürnt, haßt, rächt, können wie die „Gott bereute, Gottes Arm, Gottes Auge, Ohr“ u. dgl. m. natürlich nur bildlich aufgefaßt werden. Es ſind dies die menſchlich dargeſtellten Motive der göttlichen Strafe, des Unheils, das ſich der Menſch ſelbſt bereitet. Die jedoch nicht bildlich zu verſtehende Drohung: „Gott ahndet die Sünden der Väter an den Kindern bis zum 3. und 4. Geſchlechte“ hat da, wo wir ihr zum erſten Male begegnen, den Zuſatz „lesonâj“, „an denen, die mich haſſen“ (2 B. Moſ. 20, 5). Das heißt aber, daß Gott nur die Kinder, die, durch das böſe Beiſpiel ihrer Väter verführt, von Gott abfallen, trotzdem ſie vermöge ihres freien Willens jede Verſuchung zur Sünde ſiegreich zu bekämpfen im Stande wären, Strafe empfangen läßt, obwol ihre Sünde gleichſam nur die Sünde ihrer Väter (die einzige Erbſünde, die das Judenthum anerkennt), als die nothwendige Frucht der Saaten zu betrachten iſt, die in ihr Kindesherz geſtreut worden. Belege für derartige Sünden und Strafen liefert das Leben von Verbrechern und die Weltgeſchichte ſehr häufig. Ein Beiſpiel der letzteren Art erblicken wir auch in Ludwig XVI. tragiſchem Ende.

Den vollſtändig lauteren moſaiſchen Gottesbegriff gibt 2. Buch Moſis 34, 6. 7. in den Worten: „Der Ewige, der Ewige, Gott,

verschafft. Sie nahmen nämlich, allerdings unter monotheistischen Modificationen, in ihren religiösen Anschauungskreis Vorstellungen von gewissen Engeln und Dämonen auf, die der Glaubenssphäre der Pârsen angehörten.

So wandelten sie die Amschaspands des Ormuzd in Erzengel um, legten den Engeln bestimmte Namen bei, und bildeten aus dem selbstständigen „Ahriman" einen von Gott abhängigen, ihm gehorchenden, individualisirten bösen Engel, den sie Satan, d. h. Hinderer, Ankläger, Verleumder nannten, ihm zugleich die durch seinen Namen bezeichnete Rolle im himmlischen Hofstaate übertragend.

Diesem Satan begegnen wir zunächst im Prologe zum Hiob, welchen Göthe sich zum Vorbilde für seinen Prolog zum „Faust" gewählt. In Hiobs ersten beiden Kapiteln tritt der Satan mit den anderen Engeln vor Gott hin und beantwortet die Frage desselben: „Woher kommst du?" mit den Worten: „Von einem Streifzuge auf der Erde und einer Durchwanderung derselben."

„barmherzig und gnädig, langmüthig und voller Huld und Treue, „bewahrend Huld ins tausendste Glied, vergebend Sünde und Misse„that und Schuld, läßt aber nicht unbestraft, ahnend die Sünden der „Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht", natürlich, wenn diese, wie bereits früher gesagt, Gott hassen. Vgl. „Väter sollen nicht getödtet werden für Kinder und Kinder nicht für Väter. Jeder soll für sein Verbrechen getödtet werden" 5. B. Mos. 24, 16.

Hierauf fragt ihn Gott: „Ob er wol Hiobs Frömmigkeit bemerkt?“ Da ergreift Satan die Gelegenheit, dieſe Frömmigkeit zu verdächtigen, als eigennützig zu ſchildern, und wirkt ſich dann die Erlaubniß aus, den Frommen durch Unglücksfälle und körperliche Schmerzen zu verſuchen, ihn in ſeiner Gottesfurcht wankend zu machen.

Zum zweiten Male erblicken wir ihn in einem prophetiſchen Geſichte des Zacharias, zur rechten Seite des Hohenprieſters Joſua, der mit einem Theile der Juden aus Babylon nach Paläſtina zurückgekehrt war, um den eingeäſcherten Gottestempel in neuer Pracht zu errichten. Satan will als Hinderer dieſes gottgefälligen Werkes Joſua anklagen, verleumden; aber ehe er noch den Mund öffnet, ruft ihm Gott zu: „Gott wehrt es Dir, Ankläger! es wehrt es Dir Gott, der Jeruſalem erkoren.“ *)

Mit dem Ahriman hatte ſich allmählich auch das ganze Gefolge deſſelben, die ihm untergebenen Dews mit allen parſiſchen Bann-, Zauber- und Beſchwörungsformeln im Geiſte der ungebildeten Volksmaſſe, der immer für derartige Auswüchſe der Phantaſie einen empfänglichen Boden abgibt, Raum und Geltung verſchafft. Mit der Zeit drangen dieſe Anſchauungen ſogar in die Lehrhallen der paläſtinenſiſchen, beſonders aber der in Babylon zurückgebliebenen Juden.

---

*) Zachar. 3, 1. 2.

Nach dem Vorbilde der Parſen bevölkerte man bald Alles mit Dämonen: die Luft, Gewäſſer, die Bäume, die Gottesäcker, vorzüglich jedoch wüſte Plätze und Einöden.*) Die letzteren hielt man für die Haupttummelplätze der Schedim, d. i. der Zerſtörer oder der Gewaltthätigen, ſo nannte man bei den Juden die perſiſchen Dews. Man bildete aus ihnen ein ganzes Heer, behauptete, ſie ſeien zahlreicher als die Menſchen, umgeben denſelben wie Furchen die Weinpflanzung. Ja man ſchätzte ihre Zahl ſo hoch, glaubte ſie ſo verbreitet, daß ein Gelehrter die kühne Behauptung aufſtellen konnte: „Jeder Menſch habe tauſend Dämonen zu ſeiner Linken und zehntauſend zu ſeiner Rechten.“**)

Dem Dämonenheere ſetzte man den Teufel aller Teufel, den Satan an die Spitze,***) dem man den Namen Sammaël beilegte. Doch mit dieſem Höllenfürſten begnügte man ſich noch nicht. Der parſiſche Angromainyus oder Ahriman hatte gewiſſermaßen einen Adjutanten oder einen Vicekönig zur Seite, der nach ihm den höchſten Rang bei den Dews bekleidete. Sein Name war Aêshma d. h. der heftig glühende, begehrliche Geiſt. Aus

*) Vergl. Talmud: Peſach. 111 und 112 a, Chalin 105 a., Synh. 65 b, Berach. 3 a; Ev. Mtth. 12. 43. Luk. 11, 24 und Vendid. Farg. VI. 65 und VII. 139.

**) Chalm. Ber. 6 a.

***) Vgl. Spiegel a. a. O. III., XLV.

diesem Grunde schuf man auch für Sammael einen solchen vorzüglichen Helfershelfer, einen solchen Unterfürsten oder Minister, den man, das parsische Aêshma im Laute nachbildend, Eshmadaj*) nannte. Diesen begehrlichen Geist kennen Sie, meine Hochverehrten, unter dem Namen Asmodi aus dem apokryphischen Buche Tobias, in welchem erzählt wird, er habe, in eine Menschentochter verliebt, aus Eifersucht sieben Männer getödtet, die auf einander folgend, sich dem Mädchen verlobt hatten.

Le sage hat bekanntlich diesen Teufel in die neue europäische Literatur als „hinkenden Teufel," „Le diable boiteux," eingeführt und ihn zum Satan des Luxus, der Verschwendung, der Hazardspiele, der Chemie, zum Erfinder der Carouselle, des Tanzes, der Musik und der neuen französischen Moden gestempelt.

Im Parsismus betrachtete man den kalten Norden als die Heimathstätte der bösen Geister.**) Dieser Anschauung analog wird auch im Judaismus, nach welchem die nördliche Weltgegend von Gott absichtlich nicht vollendet, unvollkommen geschaffen, öde gelassen wurde,

*) Vgl. Windischmann, Zoroastrische Studien, ed. Spiegel S. 142 u. 144. Nach Benfey, Monatsnamen S. 201, ist Aêshma daêva d. Liebesteufel.

**) Spiegel (a. a. O. I. 242.) Vend. XIX. 1. Vergl. Bundehesch C. 15. (XXXI. 10) Justi S. 20, wo erzählt wird, wie Maschia ein Milchopfer nach Norden hin ausgoß, wodurch die Daevas sehr mächtig wurden.

die Mitternachtseite als die vorzüglichste Wohnstätte der beschädigenden Geister, der Schedim bezeichnet. Von hier, glaubte man, stürzen sie Unheil bringend in die übrigen Theile der Erde.*)

Nach Annahme der Parsen hat die Schlange Angromainyus „der voll Tod ist“ 28990 Krankheiten geschaffen.**) Darum faßte denn die jüdische Dämonenlehre die bösen Geister ebenfalls als Krankheit bringende Wesen auf. Die Kranken oder wenigstens gewisse Kranke betrachtete man, wie wir dies ja auch aus dem neuen Testamente erfahren, als von Teufeln Besessene, als solche, in deren Leib irgend ein Teufel gefahren war, um sie zu quälen und zu martern.

Aus dem angeführten Grunde legte man manchen Dämonen den Namen bei, den die Krankheit führte, die durch ihn hervorgebracht werde. So hieß ein Sched oder böser Geist Kardiakos***), d. h. Magenkrankheit, oder Magendruck. Andere Namen der Schedim entlehnte man von den Götzen, welche die Heiden angebetet hatten; so z. B. von dem ägyptischen Baal Fegor oder besser Baal Peor, vom Semitischen Baalsebub oder Beelzebub.

Gleich den Parsen†) kannten die Juden auch weibliche

*) S. Midr. Jalkut 913 zu Hiob 26, 7.

**) Spiegel Vend. XXII 6. 24. 39. Nach Bundeheſch C. IX (XIX., 10 nur 10,000 Arten von Krankheiten.

***) Thalm. Gitin 67 b. Vergl. Synh. 101 a.

†) Vgl. Spiegel a. a. O. III, XLVII. u. XLIX. u. Thalm. Gitin 68 a.

Dieſe Sage verdankt augenſcheinlich ihre Entſtehung nur der griechiſchen Sage von Lamia, der Tochter des Belus, Geliebten des Zeus, deren Kinder Juno aus Eiferſucht getödtet hatte. Darüber wahnſinnig geworden, wandelte Lamia, nach der Meinung der Hellenen, als böſer Geiſt umher, auch anderen Mütter, ihre Kinder raubend und mordend.*)

Wie die Parſen glaubten die Juden auch an Halbteufel, an ſolche Weſen, welche von einer menſchlichen Mutter und einem teufliſchen Vater ſtammten. Ein Glaube, der im Mittelalter ſtark verbreitet war, wie dies die bekannte normanniſche Legende von Robert dem Teufel zur Genüge bekundet.

Einige ſolcher Halbteufel werden in alten jüdiſchen Schriften namhaft gemacht; ſo beiſpielsweiſe Joſeph der Teufel,**) Jonathan der Teufel.***)

Ihr Unweſen trieben die böſen Geiſter in der Nacht; doch fürchtete der jüdiſche Volksglaube auch Morgen- und Mittagsgeſpenſter †)

Die Juden glaubten indeß nicht wie die Parſen, daß die Geiſter der Finſterniß in ewigem Kampfe mit den

---

*) Vgl. Gesenius Comm. zu Jeſ. 34, 14.

**) Thalm. Peſſachim 110a.

***) Th. Jebamoth 122a. Von einem Teufelsſohne, der bei einem Rabbi die Functionen eines Dieners verſah, berichtet Thalm. Chulin 105a

†) Vgl. Targum zum Hohenlied 4, 6.

Geiſtern des Lichtes lebten; ſondern betrachteten dieſelben nur gewiſſermaßen als große Kobolde, als Poltergeiſter, die den Menſchen bisweilen durch falſche Träume äffen,*) oder ihn bei beſonderen Anläſſen, z. B. wenn er in dunkler Nacht ohne Begleitung ausgeht oder allein in einem Zimmer ſchläft, beſchädigen.**) Doch beſchränken ſie dieſe beſchädigende Kraft der Geiſter nur auf die Mittwoch- und Sabbathabende***) und auf die Gottloſen; über die Frommen hatten ſie keine Gewalt. Ja man glaubte ſogar, daß den gottesfürchtigen Lehrern und Richtern eine gewiſſe Macht über die Dämonen eingeräumt wäre.

So wird erzählt, ein Richter habe einſt einen Dämon, der einigen Laſtträgern ein Faß mit Wein zerbrochen, zu einem, bis zu einer beſtimmten Friſt zu entrichtenden, Schadenerſatz verurtheilt. Der Verurtheilte brachte indeß die vom Richter fortgeſetzte Summe erſt nachdem die Zahlungszeit ſchon verſtrichen war und entſchuldigte ſeine Verſpätung mit den Worten: „Ich habe mir früher das Geld nicht verſchaffen können, weil es mir nicht geſtattet iſt, von allem Eingebundenen, Abgemeſſenen und Abgezählten Etwas hinweg zu nehmen.†)“ Aus dieſer Er-

*) Thalm. Berach. 55b.

**) Berach. 43b und Sabbath 151b.

***) Peſſachim 111 b.

†) Thalm. Chulin 105 b.

zählung geht gleichzeitig hervor, daß man damals nicht wie im späteren Mittelalter glaubte, es ständen den Dämonen Schätze zur Verfügung, die sie nach Belieben den Menschen einhändigen könnten.

Aus einem später einleuchtenden Grunde muß ich hier noch betonen, daß der jüdischen Dämonologie zufolge, die Körper der Teufel keinen Schatten oder höchstens nur einen sehr schwachen Schatten werfen.*) Diese Ansicht dürfte durch den Glauben entstanden sein, daß die Dämonen aus einem feineren, durchsichtigeren Stoff gebildet seien, als die Menschen; die Sonnenstrahlen können demnach durch den Teufelskörper eher, als durch den Menschenkörper dringen, so daß der Raum nicht verdunkelt wird, auf welchem der Dämon sich befindet.

Von einer Ungeheuerlichkeit der Satansgestalten, von einer abschreckenden Häßlichkeit derselben, von Teufelsfratzen, wie sie die Phantasie des Mittelalters gebildet, erfahren wir nichts. Es wird im Gegentheil berichtet: „In drei Dingen gleichen die Dämonen den Engeln und in dreien den Menschen. Sie haben Flügel wie die Engel, sie schweben wie sie von einem Ende der Welt zum anderen, und wissen gleich ihnen die Zukunft, d. h. sie hören gleich den Engeln von den Ereignissen der

*) Thalm. Gitin 66a.

kommenden Zeiten, hinter dem Vorhang, der Gott von allen anderen Geistern trennt. Den Menschen aber sind sie darin ähnlich, daß sie essen und trinken wie sie, entstehen wie sie, und sterben gleich ihnen.*)" Daß sie indeß gleich dem griechischen Meerdämon Proteus verschiedene Gestalten anzunehmen, nach Belieben sich zu verwandeln vermögen, lehrt die Erzählung, daß einst einem frommen Gelehrten ein Dämon in der Gestalt eines Drachen mit sieben Köpfen erschienen sei, von denen jedoch bei jeder Verbeugung, die der Gelehrte im Gebete machte, je ein Kopf abfiel.**)

Ob der Teufelskönig Sammael in seiner äußeren Erscheinung irgend einen Vorzug vor den übrigen Dämonen habe, dessen geschieht nirgends Erwähnung. Es wird von ihm nur erzählt, er sei mit Eva zugleich von Gott geschaffen worden***) und ein großer Himmelsfürst†) gewesen. Während die untergeordneten Engel nur vier, und die Seraphim nur sechs Flügel hätten, sei er mit zwölf versehen gewesen. „Er nahm, so heißt es weiter, seine Anhänger mit sich, stieg zur Erde nieder, und erwählte sich die Schlange, die er als das schlaueste und böswilligste Geschöpf erkannte, und die damals wie ein

*) Thalm. Chagiga 16a.

**) Thalm. Kidduschin 29b. Vgl. Thalm. Joma 75a.: „Wie ein Sched auf mannichfache Arten sich zu verwandeln vermag, so u. s. w.

***) Midr. Jalkut. §. 23.

†) Pirke Rabbi Elieser §. 13.

Kameel gestaltet war, bestieg sie und ritt auf ihr."*) Eine andere Notiz über den Satansfürsten lautet: „Zur Zeit da Gott den Sammael aus seiner heiligen Stellung riß, ihn vom Himmel stürzte, erfaßte dieser die Fittige Michaels und wollte ihn mit sich reißen";**) der Herr jedoch vereitelte seine Absicht.

Diese Mittheilungen erinnern an die Worte in der Offenbarung Johannis: „Und es erhob sich ein Streit im Himmel. Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen und der Drache stritt und seine Engel; und sie siegten nicht und ihre Stätte ward nicht mehr gefunden im Himmel. Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die heißt Teufel, und der Satan, der die ganze Welt verführt, ward geworfen auf die Erde und seine Engel wurden mit ihm geworfen."***)

Auf Erden sind ihm aber nach der jüdischen Dämonologie vorzüglich drei Functionen übertragen.

Er versieht hier:

I. Das Amt eines Verführers;

II. tritt er vor Gott als verleumderischer Ankläger, und endlich hält er

III. als Todesengel eine beständige Ernte auf dem Felde des Lebens, zerstört das physische Dasein.

*) Pirke Rabbi Elieser a. a. O.
**) Midr. Jalkut §. 68.
***) Johan. 12, 7—9.

Mit Rückſicht auf dieſe drei Verwaltungskreiſe wird von ihm berichtet: „Er ſteigt herab, um zu verführen, ſteigt hinauf, um anzuklagen, und ermächtigt ſich dort des Menſchen Seele zu holen," oder „Satan, die böſe Begierde und der Todesengel ſind ein und daſſelbe."*)

Wie von Angromaynius ausgeſagt wird, er ſei „voll Tod,"**) ſo wird von Sammael als Todesengel behauptet, er ſei „voller Augen."***) Eine Vorſtellung, die durch die Wahrnehmung hervorgerufen wurde, daß den Blicken des Todes Nichts entgeht, alles Sterbliche ihm verfällt. Doch mit dieſer Vorſtellung zeigte ſich die in Erfindung des Ungeheuerlichen unerſchöpfliche Einbildungskraft des Menſchen noch nicht befriedigt; ſie malte auch mit grellen Farben ſeine Stellung in dem Momente aus, da er dem Menſchen den Lebensodem raubt.

„Wenn Jemand ſterben ſoll," heißt es," ſtellt ſich der Satan zu Häupten ſeines Lagers, in der Hand ein gezücktes Schwert haltend, an deſſen Spitze ein Gifttropfen hängt. Wie der Sterbende ihn erblickt, erſchrickt er, ſeine Glieder beben und er öffnet ſeinen Mund. Raſch wirft nun der Todesengel den Tropfen Gift in denſelben — und alsbald verſcheidet der Menſch." †)

Der Rolle eines Verſuchers hat es der Teufel zu

*) Thalm. Baba Bathra 16 a.
**) Bendid. Farg. I. häufig u. a. v. a. O.
***) Thalm. Aboda Sarah 20 b.
†) Daſ.

verdanken, daß man später die Schlange des Paradieses mit ihm identificirte, und den Brudermord Kains als Frucht seiner Ueberredung betrachtete.

So wird er im 2. Kap. des apokryphischen Buches der Weisheit und im 2. Corinther Briefe als der Verführer Evas, und im Evangelium Johannis mit Bezug auf Abels Ermordung, „ein Mörder*) von Anfang an und als Vater aller Lügen“ charakterisirt. Die letzte Benennung soll wahrscheinlich auch eine Anspielung auf Satans verleumderische Anklagen enthalten.

Das neue Testament, das uns viele bunte Bilder aus dem Geistesleben der Juden zur Zeit Christi vors Auge führt, läßt uns überhaupt auch einen tiefen Blick in den damaligen Dämonenglauben und in Satans Verwaltungskreis thun.

Als Versucher sehen wir ihn da Christus alle Herrlichkeiten der Welt anbieten, im Gleichnisse vom Säemann als den auftreten, der das Wort Gottes aus dem Herzen des Leichtfertigen hinwegnimmt, und im Gleichniß vom Unkraut des Ackers als den Feind, welcher Unkraut unter den Waizen des Gottesreiches streut.

Wie der Lehre des neuen Testamentes zufolge, der Satan durch Christus zu Grunde gehen und am Ende der Tage völlig vernichtet werden soll, so lehrt auch die

*) Vgl. Lückes Commentar zu Johann. 8. 44., Bd. 2, S. 291. ff.

jüdiſche Dämonologie in Uebereinſtimmung mit dem Parſismus, daß einſt durch das Licht des Meſſias, des Erlöſers, Satans Herrſchaft getilgt, er ſelbſt geſtürzt, ja ganz und gar aufgerieben werden ſoll.

Ein Rückblick auf die ſataniſchen Verrichtungen Sammaels belehrt uns, meine Hochverehrten, daß er durch die Verführung, durch die Begierde, die er in der Bruſt des Menſchen weckt, durch die Leidenſchaft, die er darin entzündet, das Auge der menſchlichen Vernunft *blendet*, des Menſchen reine und klare Anſchauung trübt. Und trachtet er nicht durch die verleumderiſchen Anklagen gegen den Menſchen auch das Auge Gottes zu *blenden*, ſeine Anſicht zu trüben? — Was er aber als *Verführer* und *Ankläger* nur mit *zweifelhaftem* Erfolge *verſucht*, das vollführt er *ſicher* als Todesengel: er *blendet* des Menſchen leibliches Auge; er ſchließt es ihm für immer.

Dieſen drei Functionen entſpricht nun auch ſein Name, der der chaldäiſchen Sprache entnommen iſt. „Samma" heißt hier nämlich „er macht blind, er *blendet*," und „*El*" im Hebräiſchen *mächtig*, *Sammael* bedeutet demnach nichts Anderes, als der *mächtige Blender* oder *Verblender*, d. i. der *Satan*, der *Verführer*, der *Ankläger*, der *Todesengel*.

Vom Boden des Juden- und Chriſtenthums wurde die Satansidee auch auf den des Islam verpflanzt. Mu-

hamed hat bekanntlich die Bausteine zu seinem Religionssystem aus jüdischen und christlichen Dogmen zusammengeholt und die Sagen und Legenden beider Religionen als Ornamente für sein Gebäude verwandt, sie mittels seiner grotesken Phantasie eigenthümlich gestaltend. So erzählt Muhamed im Koran, Gott habe den Engeln befohlen, vor Adam niederzufallen und ihn anzubeten. Sie gehorchten mit Ausnahme Satans, der die Verehrung verweigerte, weil er aus Feuer, Adam aber nur aus Thon gebildet sei und daher ihm nachstehe. Gott habe hierauf den Teufel seines Uebermuthes wegen hinausgejagt. Aus Rache habe dann Satan das erste Menschenpaar verführt.*)

Anmerken muß ich hier, daß der Teufel im Koran sowol „Schaitan", Satan, als auch Iblis genannt wird; der zuletzt angeführte Name dürfte indeß nur eine Corruptel aus dem griechischen Worte „diabolos"**) sein. Die Araber mochten dieses Wort nur ihrem Gehöre nach und so Iblis für diabolos gebildet haben. Unter „diabolos", das Verleumder, Angeber bedeutet, wurde aber erst später, als die Griechen durch die Juden die Satansidee kennen gelernt hatten, der Teufel verstanden.

---

*) Koran Sure 7, V. 10 ff, 15, 28 ff., u. n. a. m. O.

**) Vgl. Was hat Muhammed vom Judenthum aufgenommen von Dr. A. Geiger, S. 100.

Denn die alten Griechen und ebenso die Römer kannten den Teufel nicht und bedurften seiner auch nicht.

Ihre Götter glichen den Menschen, trugen wie diese Begierden und Leidenschaften, also den Teufel in der eigenen Brust, wie konnten und sollten sie demnach einen besonderen Teufel, einen Satan als Gegensatz zu den unsterblichen Olympiern bilden? — Wol hatten sie Dämonen, aber ihre „daimones" dachten sie sich als unsichtbare Wesen, welche die Menschen zu veredeln und zu beschützen strebten. Plato bezeichnet sie gleichsam als zum Schutze lebender Wesen bestimmte Hirten, und Sokrates glaubte sogar unter dem besonderen Einflusse eines solchen „daimon" zu stehen, der ihn von den ersten Jahren seines Lebens an geleitet, und stets von unrechten Handlungen abgehalten habe.

Ueber den Ursprung des aus dem griechischen diabolos entstandenen muhamedanischen Iblis wird von den arabischen Encyclopädisten des 10. Jahrhunderts, den Ichwan — oos — suffa, den Brüdern der Reinheit, folgender Mythus erzählt.*)

„Anfangs wurde die Erde ein Weltjahr hindurch, d. i. 50,000 Erdenjahre lang, von den Dschins, d. i. den Genien, bewohnt. Als diese jedoch Unheil auf Erden stifteten, wurden beim Beginn eines neuen Weltjahres

*) Arab. Original Calcutta 1812, pag. 67 ff.

Engel niedergesandt, um die Erde zu bewohnen. Diese vertrieben die Genien bis ans Ende der Welt und machten viele von ihnen zu Gefangenen. Unter den letzteren befand sich auch Iblis, der damals noch ein unverständiger Knabe war. Er wuchs unter den Engeln auf, die ihn in allen Wissenschaften unterrichteten, so daß er ihnen allmählich selbst in seiner äußeren Erscheinung ähnlich wurde, obgleich seine ursprüngliche Natur und seine Substanz anderer Art, als die der Engel waren. Mit der Zeit wurde er das Oberhaupt der Engel, die seinen Befehlen Gehorsam leisteten. Nach abermaligem Verlauf eines Weltjahres schuf jedoch Gott Adam und Eva, den Engeln befehlend, wieder in den Himmel zurückzukehren, vorher jedoch dem Adam ihre Huldigung darzubringen. Als sie mit Ausnahme des stolzen und hochmüthigen Iblis das letztere gethan, führten sie auf Gottes Anordnung das Menschenpaar in das Paradies, wo sie sich Adams Befehlen unterwarfen. Der neidische und gehässige Iblis trat jedoch in der Gestalt eines freundlichen Rathgebers zu Adam und Eva, und verleitete sie zum Genusse der verbotenen Frucht, worauf dieselben aus dem Paradiese vertrieben wurden. Als später Kain den Abel gemordet, glaubten die Adamskinder, daß dies auch auf Anstiften der Dschins geschehen, daher verfolgten sie dieselben durch Beschwörungen und Zaubersprüche, durch Zauberkreise und Bannung in Flaschen."

Ein solcher Glaube an Beschwörungen, Zaubersprüche und Zauberkreise, mittels deren die Dämonen verfolgt, dem Menschen dienstbar gemacht werden könnten, ist übrigens uralt, und stand im Mittelalter bei allen Völkern in höchster Blüthe.

Die Kenntniß der Zaubersprüche und Bannformeln und die Kunst sie zu verwerthen, nannte man die schwarze Magie oder die schwarze Kunst. Von vielen durch Geist und Wissenschaft hervorragenden Männern behauptete der Volksglaube, daß sie im Besitze dieser Kunst sich befänden, sie ausübten, und sie nur dadurch erlangt hätten, daß sie mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen, ihm ihre Seele verschrieben hätten. Als solche Verbündete des Teufels bezeichnete die umherfliegende Sage Albert den Großen, Michael Scotus u. a. n., ja sogar Papst Sylvester II., der als Gelehrter seinen Familiennamen Gerbert führte, und als solcher einen ausgezeichneten Ruf erlangte.

Schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts soll Theophylus, Stellvertreter des Bischofs zu Adana in Cilicien, mit Hilfe eines als Zauberer im Rufe stehenden Juden, Christus abschwörend, einen solchen Pact mit dem Teufel geschlossen haben. Von Reue gequält, betete er denn 40 Tage und 40 Nächte zur Mutter Gottes. Durch ihre Vermittelung verzeiht ihm dann Christus; die von

ihm dem Teufel ausgestellte Urkunde wird ihm zurückgegeben, und 3 Tage später stirbt er eines seligen Todes.

Noch höher hinauf in die Zeit ragt die Legende von dem zu Ende des 2. Jahrhunderts oder Anfange des 3. Jahrhunderts lebenden Heiden Cyprianus von Antiochia; sie ist bereits einem kirchlichen Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, Gregorius Nazianz, Patriarchen von Constantinopel, bekannt. Cyprian erzählt, er habe den Teufel mit eigenen Augen gesehen, umarmt, gesprochen, und von ihm eine Schaar Dämonen erhalten, die ihm gehorchen mußte. Durch ein öffentliches Sündenbekenntniß und den Eintritt in die christliche Kirche löste er später das teuflische Bündniß und starb bald darauf den Tod des Märtyrers.

Der Glaube an solche Bündnisse, wie an Beschwörungen des Teufels scheint überhaupt zuerst auf christlich kirchlichem Boden entstanden, oder mindestens von den Geistlichen gehegt und gepflegt worden zu sein. Die Kirchenväter des 2. Jahrhunderts bezeichnen schon den Teufel als den Affen Gottes, bestrebt das Göttliche in verzerrender Weise nachzuahmen. Nun aber kannte man einen alten und einen neuen Bund Gottes mit den Menschen und aus Jesus Versuchungsgeschichte die Worte des Satans: „Dies Alles will ich Dir geben, so du niederfällst und mich anbetest," war demnach der Gedanke nicht natürlich, oder leicht zu fassen, daß auch der Teufel einen

Bund mit den Menſchen zu ſchließen, ſie durch Verſprechungen und Vergünſtigungen aller Art für ſeinen Dienſt zu gewinnen ſuche? — Uebrigens hielt man für die Schließung eines Pactes mit dem Teufel durchaus nicht für nothwendig, daß man ihm die Seele verſchreibe; den oben angeführten Worten aus der Verſuchungsgeſchichte analog, reichte zu dieſem Zwecke eine dem Satan dargebrachte Huldigung, die Anbetnng deſſelben vollſtändig aus. Die römiſche Kirche bezeichnete daher im Mittelalter alle ſogenannten Ketzer für Anhänger oder Anbeter des Teufels, für ſolche, die mit ihm einen Bund geſchloſſen haben.

Zur Verbreitung des Glaubens an den Teufel, wie an Zauberei, dämoniſche Beſchwörungen und dienſtbare hölliſche Geiſter trugen übrigens bei den Deutſchen im Mittelalter nicht wenig die ſogenannten fahrenden Schüler bei. Dieſe, meiſtentheils verdorbene, liederliche Studenten, zogen, auf die Leichtgläubigkeit des Volkes ſpeculirend, als Geiſterſeher, Wahrſager, Schatzgräber und Zauberer im Lande umher nnd übten unter dieſem Deckmantel die größten Betrügereien aus.

Meiſt erzählten ſie, ſie kämen von dem durch die Sage vom Tannhäuſer bekannten Vennsberg bei Eiſenach, wo ſie die Magie erlernt hätten. Auf dieſem Berge, glaubte man allgemein, befinde ſich ein „Stein der Unſichtbaren“; wer denſelben betrete, werde unſichtbar und in

einen Saal verſetzt, in welchem der Teufel in höchſt eigener Perſon auf dem Katheder als gelehrter Profeſſor Medicin, Jurisprudenz und Theologie docire.

Eine ähnliche Sage vom Satan verbreitete ſich im Mittelalter auch in Spanien; jedoch mit dem Zuſatze, daß dort der Teufel um ſein Collegiumshonorar geprellt wurde.

Die Sage lautet: „Als vor langen Jahren der Teufel einſtmals in ſichtbarer Geſtalt als Magiſter oder Privatdocent auf der hohen Schule zu Salamanka in Spanien, in einem unterirdiſchen Gewölbe eines dortigen Univerſitätsgebäudes öffentlich die ſchwarze Kunſt lehrte, bedang er ſich beim Schluſſe ſeiner Vorleſungen anſtatt des Honorariums unverhoffter Weiſe die Seele des durchs Loos zuletzt aus dem Collegium tretenden Zuhörers aus. Die unglückliche Nummer traf einen jungen Grafen von Almeida, der aber durch ſonderbare Liſt den Klauen des furchtbaren Lehrers entging. Der ernſte Meiſter lauerte an der Thüre auf ſeinen Raub. Der Graf ſchritt ſeinem Schickſal getroſt entgegen. Auf der oberſten Stufe brüllte ihn der Mordgeiſt an: „Halt Geſell, daß ich dir das Genick breche!“ Es war gerade in der Mittagsſtunde, da der Haufe der ſaubern Studenten auseinanderging, und die Sonne ſtand dem Eingange des Gewölbes gerade gegenüber. „Was willſt Du?“ antwortete der Graf ganz ruhig, „ich bin nicht der Letzte, halte Dich an dem, der mir folgt“ und zeigte dabei mit

der Hand auf seinen eigenen Schatten. Augenblicklich verschwand der Satan und ließ den verschmitzten Studenten frei ausgehen, dessen Körper aber nachher im Sonnenschein nie wieder einen Schatten warf.*)"

Das Ende dieser Sage, die Ihnen, meine Hochverehrten, gewiß bereits durch Körners Gedicht, „der Teufel in Salamanka" bekannt ist, führt auf die Vermuthung, daß sie in Verbindung stehe mit der vorhin besonders hervorgehobenen Ansicht des Orient, der zufolge die Körper der Teufel keinen Schatten oder mindestens nur einen sehr schwachen Schatten werfen. In Spanien mochte diese Ansicht durch die Mauren oder Juden ins Volk gedrungen und daher ein Mensch ohne Schatten als teufliſches Wesen, als ein Dämon betrachtet worden sein. Vielleicht hat auch Chamisso aus der angeführten Legende den ersten Gedanken zu seinem berühmten Peter Schlemihl geschöpft, der dem Teufel seinen Schatten verkauft, und da er sich, seiner Schattenlosigkeit wegen, von aller Welt geflohen sieht, sich mit seinen sieben Meilen Stiefeln in die Einsamkeit der Natur zurückzieht.

Wie mächtig aber der Teufelsglaube noch auf der Grenzscheide der mittelalterlichen Geschichtsepoche selbst in hellen Köpfen wurzelte, lehrt zur Genüge das Dintenfaß, welches Luther auf der Wartburg dem Satan nach-

*) Musäus, Straußfedern, Bd. 1, Nr. IV, S. 228.

geworfen haben ſoll. Die Volksanſchauungen jener Zeit, wie des Mittelalters, über die Bündniſſe des Menſchen mit dem Satan treten uns indeſſen vollſtändig verkörpert, gleichſam zu Fleiſch und Blut geworden, in der Fauſtſage entgegen. Fauſt wird da durch ſein hochmüthiges Streben nach unbegrenzter Erkenntniß zu einem Bunde mit dem Teufel verleitet; mit der Hilfe des Satans verrichtet er Wunder und fröhnt allen Laſtern bis endlich ſein Leib unter Martern dahinſtirbt und ſeine Seele zur Hölle fährt.

In dieſer Sage übt gewiſſermaßen die Volksjuſtiz ihr Recht. Fauſt will durch ſein Wiſſen das dem menſchlichen Geiſte geſetzte Ziel überſchreiten, wendet Zaubermittel an, um ſeine Sinnenluſt zu befriedigen, er ſündigt mit Leib und Seele — darum wird er denn auch vom Volke an Leib und Seele beſtraft, werden beide vom Teufel geholt. Freundlicher, milder geſtaltet ſich jedoch Fauſts Ende in Göthes dramatiſcher Bearbeitung dieſer Sage. Göthe faßt Fauſt von einem höheren Standpunkte auf, ſo daß dann der Teufel gleichſam um ſeinen Lohn betrogen erſcheint. Dieſen Teufel führt der große Dichter im Prologe zum Fauſt ganz nach dem Hiobſchen, als einen von Gott abhängigen Geiſt, ja ſogar als ein nothwendiges Element im Univerſum ein; ihn zwar als ſchadenfrohen Schalk bezeichnend, aber doch als einen ſolchen, ohne den das menſchliche Leben ſeine Beſtimmung

verlieren würde, also als ein unentbehrliches Glied im Weltganzen.

So läßt Göthe den Herrn selbst sprechen:

„Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
„Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'!
„Drum geb' ich ihm gern den Gesellen zu,
„Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

Diese Worte erinnern unwillkürlich an eine morgenländische Parabel mit ähnlicher sinniger Pointe: „Einst," heißt es, „beklagten sich die Menschen, daß Gott den Satan geschaffen, der so große Verheerungen in der Welt anrichtet, so mannichfaches Verderben stiftet. Hierauf lieferte ihnen Gott den Teufel mit der Ermächtigung aus, mit ihm nach Belieben zu schalten und zu walten. Sie wollten ihn nun tödten, ein Prophet hielt sie jedoch hiervon mit den Worten ab: „Wenn ihr ihn tödtet, so geht die Welt zu Grunde." Auf seinen Rath legten sie ihn daher nur in einen bleiernen Kessel, verschlossen die Oeffnung und belasteten die Mündung mit schweren Gewichten. Drei Tage hielten sie ihn so gefangen und siehe, kein Arbeiter ging an sein Werk, die Felder wurden nicht bebaut, aller Verkehr stockte, Mensch und Thier gaben sich einer vollständigen Ruhe hin. Da befreiten sie den Satan aus seinem engen Gewahrsam und ließen ihn laufen. Kaum aber war er in Freiheit gesetzt, als

auch schon das geschäftige Leben wieder zu pulsiren anfing.“*)

Göthe nennt seinen Teufel Mephistopheles; in der Faustsage bezeichnet er sich selbst jedoch dem Faust gegenüber als Mephostophiles. Dieser ältesten Namensform ähnlich finden wir auch bei Shakespeare Mephostophilus.**) Was dieser Name eigentlich bedeute, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit angeben; am meisten empfiehlt sich wol die Erklärung, daß dies ein von einem halbgelehrten Gaukler irriger Weise gebildetes griechisches Wort sei, das Mephotophiles lauten sollte. Der Name wäre dann zusammengesetzt aus „mē“ nicht, „photo“ von „phōs“ Licht, und „philes“ liebend, also Mephotophiles, „der nicht das Licht Liebende,“ der Geist der Finsterniß.

In seiner äußeren Erscheinung stellt sich Mephistopheles der Inhaberin der Hexenküche als einen „Cavalier wie andere Cavaliere“ vor; denn

„Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
„Hat auf den Teufel sich erstreckt;
„Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
„Wo siehst Du Hörner, Schweif und Klauen?“

Im Mittelalter wurde Satan als Vertreter des Bösen

*) Thalmud Joma 69 b.

**) Die lustigen Weiber von Windsor I, 1.

oder der Sünde in ihren verderblichen Folgen als Ausbund der Häßlichkeit, als Inbegriff alles Abscheulichen dargestellt. Da man dem christlichen Dogma zufolge die Natur als einen Abfall von Gott faßte und den Teufel ebenfalls als einen von Gott abgefallenen Engel betrachtete, verlieh man ihm vorzüglich die Gestalt Pans, des großen Naturgottes der Griechen; ließ ihn aber hinken, wahrscheinlich weil man annahm, der Satan habe durch seinen Sturz vom Himmel auf die Erde mindestens an einem seiner Beine Schaden nehmen müssen.

Doch nicht nur im finsteren Mittelalter, sondern selbst in den darauffolgenden, lichtvolleren Jahrhunderten war der Glaube an Bündnisse mit dem Teufel so stark im Volke verbreitet, daß es nichts Widerwärtiges oder Außergewöhnliches gab, worin man nicht den Einfluß des Satan gewittert, das man nicht einer teuflischen Macht zugeschrieben hätte. Was Mephistopheles vom Menschen aussagt, das konnte man damals kühn von ihm selbst behaupten: „In jeden Quark begräbt er seine Nase;" denn überall hatte der Teufel seine Hand im Spiele. Hiervon legen die zahllosen, greuelvollen Hexenprozesse ein trauriges Zeugniß ab, die in Folge des Teufels-, Zauber- und Hexenglaubens und gestützt auf die im Jahre 1484 gegebene Bulle des Papstes Innocenz VIII. in ganz Europa geführt wurden. Durch die gräßlichsten Martern preßte man den, des Bündnisses mit dem Satan, An-

geklagten das Geständniß der ungeheuerlichsten Teufeleien ab, und ließ dann ohne Erbarmen die Unglücklichen, darunter selbst unschuldige Kinder, auf dem Scheiterhaufen die angeblich der Hölle verfallene Seele aushauchen.

Die durch jene päpstliche Bulle hervorgerufene, im Jahre 1549 erschienene Schrift Sprengers „malleus maleficarum", der Hexenhammer, welche alle Anklagen von Satansbündnissen zu begründen, und die letzteren auf die heilige Schrift zurückzuführen suchte, wurde von Theologen und Juristen gleichsam als eine zweite Bibel verehrt.

Vergebens erhoben sich gegen die verübten Grausamkeiten selbst Mitglieder des Jesuitenordens. Der Hauch ihres Mundes, ihr Wort, war zu schwach, um die mächtigen Flammen der Scheiterhaufen zu verlöschen. Noch im Jahre 1687 wurden auf Anordnung des Bischofs von Salzburg 97 Personen in einem Hexenbrande gemordet; ja noch im Jahre 1749 wurde in Würzburg als letzte Hexe im deutschen Reiche die 70jährige Nonne Marie Renata Sänger verbrannt, und in Glarus fand selbst noch 1783 eine Hexenhinrichtung statt.

In dem oben erwähnten Hexenhammer wird unter Anderem auch behauptet, daß manche Schützen vom Teufel, mit dem sie ein Bündniß schließen, Zauberpfeile empfangen, die ihres Zieles nie verfehlen. Als einen solchen sagi-

tarius, Zauberpfeilbesitzer, bezeichnet Sprenger merkwürdiger Weise auch den Schweizerhelden Wilhelm Tell.

Ebenso glaubte man noch zur Zeit des 30jährigen Krieges, daß man mit Hilfe des Teufels im Stande sei, Kugeln zu gießen, die das gesteckte Ziel sicher treffen. Solche Kugeln nannte man „Freikugeln," weil man sie mit freier Hand, d. h. ohne zu zielen, ja selbst ohne den erkorenen Gegenstand nur zu erblicken, sogar in meilenweiter Ferne, abschießen und sicher sein konnte, daß sie nicht vergebens das Rohr verlassen. Einen solchen aus freier Hand, d. h. eine Freikugel abfeuernden Schützen nannte man einen „Freischütz."

Den satanischen Freikugeln stellte man an Kraft silberne, namentlich aus geweihten Marienthalern gegossene Kugeln gleich. So verbreitete sich bekanntlich ein Gerücht, das allgemeinen Glauben fand, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph und der Kurfürst Moritz von Sachsen nicht nur durch Verrath, sondern auch durch silberne Kugeln ihr Leben in der Schlacht verloren hätten.

Der Glaube an Freikugeln scheint jedoch noch im siebenjährigen Kriege im Volke gewurzelt zu haben. Apels Freischütz spielt wenigstens am Ende dieses Krieges. Friedrich Kind hat jedoch die Handlung der Oper ans Ende des 30jährigen Krieges verlegt, denn die Zeit des philosophischen Preußenkönigs, des großen Friedrich schien ihm, nicht ganz mit Unrecht, zu aufgeklärt, und

darum zu unnatürlich für einen solchen Aberglauben, obgleich auch diese Epoche nicht frei von Aberglauben war.

Außer dieser und mancher weiteren Aenderung hat der Verfasser des Operntextes aus Gründen der poetischen Gerechtigkeit auch noch das tragische Ende der Sage umgestaltet.

In der Sage nämlich stürzt Käthchen, — so heißt dort die Braut des Freischützen, der den Namen Wilhelm führt, — von des Bräutigams Freikugel getroffen, todt zu Boden, während der teuflische Stelzfuß neben ihr steht und dem Schützen hohnlachend und grinsend entgegen ruft: „60 treffen, 3 äffen.“ Mutter und Vater folgen bald, vom Schmerze hingerafft, der geliebten Tochter ins Grab; der vom Teufel getäuschte Bräutigam aber beschließt im Irrenhaus sein Leben.

Wie wenig würde aber ein solcher Schluß auf der Bühne befriedigen, wo die göttliche Gerechtigkeit dem Zuschauer vors Auge treten, der Tugend Blumenkränze geflochten und dem Laster die Dornenkrone aufs Haupt gesetzt werden soll? Mit welcher Seelenverstimmung würden die Zuschauer den Vorhang fallen sehen und das Haus verlassen?

Mit richtigem Takte hat daher Fr. Kind Agathen durch die geweiheten Rosen beschützen, den sonst frommen, nur durch seine Liebe momentan irregeleiteten Max mit einer leichten Buße davon kommen, und durch

Samiels äffende Kugel die Bruſt des laſterhaften Kaspar durchbohren laſſen, der den Pact mit dem Teufel geſchloſſen.

Noch bleibt zu bemerken, daß Samiel nicht etwa als beſonderer teufliſcher Jäger in der Phantaſie des Volkes lebte; ſondern daß ihn nur Fr. Kind als hölliſchen Jagdgeſellen zeichnete, weil es ihm geeigneter ſcheinen mußte, den Satan, der ſich ja nach Belieben metamorphoſiren kann, eine Geſtalt annehmen zu laſſen, die mit der Handlung ſelbſt im Einklange ſtand.

Durch dieſe Beleuchtung Samiels, durch die Darſtellung des Dämoniſchen in all ſeinen Entwickelungsphaſen habe ich Ihre Augen, meine Hochverehrten, allerdings auf eine Nachtſeite des menſchlichen Geiſtes gelenkt; dieſe Nachtſeite wird jedoch einigermaßen erhellt, freundlicher geſtaltet durch die pſychiſchen Motive, die den Menſchengeiſt zu dieſer Gedankenthätigkeit angeregt haben.

Der Menſch bemerkte nämlich in der ſinnlich wahrnehmbaren Natur eine gewiſſe Ordnung, ein regelmäßiges Aufſteigen der Weſen vom empfindungsloſen Metalle bis hinauf zum denkenden Menſchen. Nirgends nahm er einen gewaltſamen Sprung, überall ſanfte, vermittelnde Uebergänge wahr. Wie ſollte er da nicht das Reich des Unſichtbaren analog geſtalten? wie nicht die große Kluft zwiſchen ſich, dem unvollkommenen, beſchränkten Menſchen,

und dem vollkommenen, allmächtigen Gotte auszufüllen suchen? —

Die Existenz von Engeln, von reinen, lauteren Wesen, reichte ihm dafür nicht aus, der Abstand ihrer Natur von der seinigen schien ihm zu groß, der Uebergang zu ihnen unvermittelt.

Die Schöpfung einer dämonischen Geisterwelt war ihm demnach Bedürfniß; Geschöpfe höher organisirt als die Menschen, niedriger als die Engel, d. h. wie wir vorhin bemerkt, halb den Menschen, halb den Engeln ähnlich, schienen ihm ein nothwendiges Glied in der großen Kette der Wesen, ein Glied, das ihn in Verbindung bringe mit seinem Gotte.

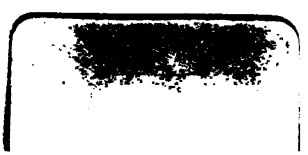
Hierzu kam noch, daß der Mensch das Böse wol vom Menschen üben sah, aber zu menschlich fühlte, von der Göttlichkeit seiner eigenen Natur zu sehr durchdrungen war, um annehmen zu können, des Menschen Herz sei die Geburtsstätte, sein Geist der Boden, auf dem eine solche Giftpflanze entstehen, sich entwickeln könnte. — Was Wunder, wenn er auf den Gedanken gerieth, daß das Böse in einem Geiste der Finsterniß geboren, von Außen in des Menschen Brust als giftiges Saatkorn geschleudert werde, von einem Dämon, dessen Geschäft es sei, das Böse zu ersinnen und auszuspinnen, um es als Netz über den Menschen zu werfen, um ihn zu versuchen, zu verführen, zu verderben?

Und zeugt nicht außerdem dieſes Sinnen und Denken, dieſes Speculiren des Menſchen, ſelbſt wenn es auf irrige Bahnen führt, für den göttlichen Urſprung ſeiner Seele, für eine himmliſche Heimat, der ſie entſloſſen? Er fühlt ſich unbefriedigt in der ſinnlichen Welt, er ſehnt ſich nach einem Höheren, Unbekannten, möchte den Schlüſſel für das Räthſel des Lebens finden; er trägt in ſeiner Bruſt die Ahnung eines höheren Seins, möchte das Geheimnißvolle erſpähen, den verhüllenden Schleier zerreißen. Wer dieſen Durſt ſtillen, dieſe Sehnſucht befriedigen könnte! Mit Fauſt müſſen wir ausrufen:

„Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
„Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
„Doch iſt es jedem eingeboren,
„Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
„Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
„Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt.
„Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
„Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
„Und über Flächen, über Seen
„Der Kranich nach der Heimat ſtrebt.“

Inhaltsverzeichniß.

I. Eros und Psyche, 1866 . . . . . 3—
II. Der Traum, 1867. . . . . 43—
III. Samiel und die Teufelsidee in der Geſchichte, 1868. 89—

Druck von Chr. Fr. Will in Darmſtadt.

JUL 11 1951